Nr. 10. Monatlich vier Nummern. Berlin, 13. März 1871. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. XVII. Jahrgang.

Inhalt: **Die Felsen von Donegal** (mit Illustration). — **Der Stern des Ostens.** Novelle von Karl Frenzel. (Schluß.) — **Zum letzten Mal!** Zwei Theater-Erinnerungen, von Georg Belly. — **Etwas aus der Mythologie. II.** — **Laß ab.** Gedicht von Tennyson, comp. von Louis Ehlert. — **Der Staat der Freunde** (mit Illustrationen). — **Zwei alte Bekannte.** — **Wenn der Mann schreibt.** — **Ueber populäre Medicin.** — **Erster Besuch** (mit Illustration). — **Aehrenlese.** — **Auflösung des Räthsels** Seite 74. — **Räthsel.** — **Correspondenz.**

Die Felsen von Donegal.

Die Brandung in den deutschen Binnenmeeren läßt uns nicht ahnen, zu welchem Ungeheuer sie anwächst, wo Felsen in weitgeschweifter Linie viele hundert Klafter tief mit ihrem Fuß in die Fluthen hinunterragen und sich mit ihrem Gipfel zu schwindliger Höhe erheben; wo alle Kräfte der Natur, der Golfstrom, die planetarische Fluthwelle und rasende Orkane sich vereinigen, um die Wasser der Welt zusammenzuraffen und die bereits halb verschlungenen Gebirge ganz zu überwinden. Nur die steinernen Gerippe der Erde, nicht aber „Menschenwitz und Menschenlist" sind solchem Anprall gewachsen. Ein gigantischer Strudel wälzt sich, ein ganzes Meer heran, wird von neuen Meeren hinabgedrückt in die Tiefe und hebt sich erst in weiter Entfernung von der jähen Küste wieder empor, um abermals in den Strudel hineingerissen zu werden, und Alles, was in diesen magischen Kreis der gewaltigen, sich um sich selbst wälzenden Wasser geräth, wird zerschellt und zermalmt. Solche Stellen sind es, wo große Fahrzeuge mit tausend Schätzen, Hoffnungen und Menschenleben ungehört und ungesehn zu Grunde gehn, und eine solche Heimstätte ungastlicher Elemente ist es, die der Künstler vor unserem Auge ausbreitet.

Im Nordosten Irlands streckt sich ein Felsenblock weit hinaus ins Meer, der den aus Amerika heimkehrenden Schiffen für viele Meilen Nichts bietet, als schroff aus den Fluthen ragende Klippen. Dieser Felsenblock heißt Donegal, das umgekehrte Caledon, und bedeutet: „Berg der Gälen oder Kelten", ein Land, würdig dem Shakespeare'schen Halbmenschen Caliban zum Aufenthalt gedient zu haben; und einen Theil von dessen Küste sehen wir vor uns. Die Felsenspitze im Osten, auf der jetzt ein Leuchtthurm sich erhebt, um den Schiffer — so oft vergebens — zu warnen, ist Inistrahull, und der in der Ferne ragende Block ist Sliabh-Lingh, „das Gebirge des wallenden Banners", wo einst gälische Häuptlinge tagten und sich gegen die Römer, Angeln und Sachsen, Dänen und Normannen vertheidigten. Hier flatterte ihr Banner 1972 Fuß hoch über den Wogen.

Die ganze Landschaft gleicht einem ins Bad gestiegenen Gebirge, welches nur die höchsten Spitzen aus den Fluth emporstreckt und seine felsigen Arme in einzelnen unterseeischen Graten weit hinaus breitet ins Meer, wo sie hie und da zu Tage treten oder als „todte Klippen" dicht unter der Oberfläche des Wassers lauern. Dazu weht fast beständig ein widriger Nordost, dem warmen Golfstrom entgegen, der die Westküste Europa's bis hinauf nach Norwegen bespült, und dieser Golfstrom von Südwest, vereint mit dem oft zum Sturme anschwellenden „Conterwind", macht es zu einer der gefahrvollsten Aufgaben, das Vorgebirge von Donegal zu umschiffen. Noch vor kurzem sind hier zwei reichbeladene Westindier, die Cambria und der Sydney, gescheitert, von deren Mannschaft es nur Dreien gelang, sich zu retten.

Den Leitern des Schiffes kann ihr Unglück in wenigen Fällen zur Last gelegt werden. Einmal zurückgetrieben vom widrigen Winde, führt die Meeresströmung das haltlose Fahrzeug der Brandung in die Arme, und diese reißt es unrettbar hinab. Das Steuer ist machtlos, die sonst schwellenden Segel flattern im Sturme und werden zerrissen, mit scharfgeschliffenem Zahn gräbt sich die Klippe in die Schiffswand, oder die Woge schleudert das ganze Fahrzeug gegen ein vereinzeltes Riff. Oft hält der eichne Bau noch zusammen, bis die Mannschaft die Boote gewonnen, ebenso oft aber bleibt dazu keine Zeit; ein betäubender Krach, und alle Balken weichen, das gierige Wasser stürzt herein, kein Halt mehr für die verzweiflungsvoll suchende Hand, keine feste Planke mehr für den gleitenden Fuß, keine Luft mehr für die beängstigte Brust, ein halberstickter peinvoller Aufschrei, und Alles ist aus. Ein geborstener Mast, der eine Weile am Felsen hängen bleibt, bis auch ihn die Brandung hinabreißt und zermalmt, ist das Einzige, was an die pochenden Menschenherzen mahnt, denen die Küste ihrer Sehnsucht zum Grabe geworden.

Diesen Moment hat sich unser Künstler ausgewählt. Es ist vorüber. Die See will austoben; ihre Opfer sind erstickt; ein geborstener Mast mit gekappten Tauen und zerfetztem Segeltuch spielt die Rolle der umgestürzten Säule auf griechischen Gräbern, schon hat die Woge ihn erfaßt und reißt ihn hinweg.

Der Himmel hängt noch fahl über Meer und Felsen; aus dem formlosen Gewölk bricht sich ein farbloser Strahl der sinkenden Sonne; der Wind weht kalt daher und zaust schadenfroh an den Ueberbleibseln der Segel und fährt sprühend durch den weißen Gischt, der über die dunklen Wogen flieht; die Möven kreischen und kreisen, als hätte die schauervolle Stätte einen besonderen Zauber für sie, und als wäre die alte Sage eine Wahrheit, daß die Geister der Gescheiterten in ihnen fortleben; die Wellen lecken gleichsam lüstern an dem kantigen Riff, als hätten sie den Willen, zu zerstören, wie sie die Macht haben. Bald aber wird eine tiefe Finsterniß sich über Alles breiten, und die ewigen Sterne werden flimmernd ihren millionenfachen Wiederschein in der Fluth, in jeder Woge begrüßen, und wenn der neue Tag anbricht, wird der Wächter auf dem Leuchtthurm einzelne Planken und zertrümmerte Kisten, vielleicht auch einige Leiber mit gespenstigem Scheinleben noch einmal gegen die Felsen geschleudert sehen, bis die folgende Fluth sie auf immer hinwegnimmt. [2745]

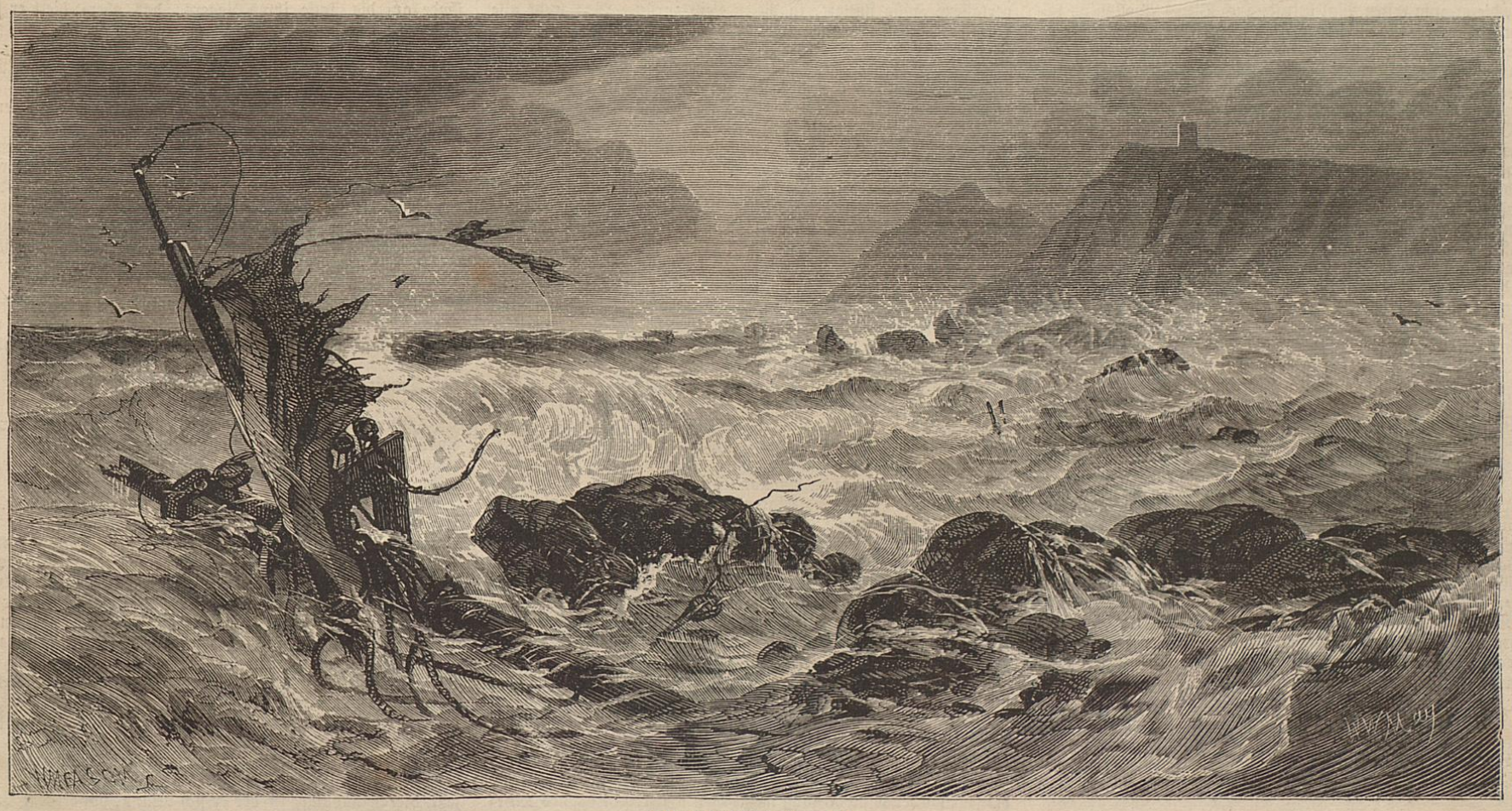
Der Stern des Ostens.

Novelle von **Karl Frenzel.**

(Schluß.)

V.

Das Unglück der schönen Saitenspielerin hatte ganz Pompeji in Unruhe und Aufregung versetzt. Sowohl durch ihre Kunst und ihren Ruhm, wie durch ihre Anmuth und Güte war sie Allen bekannt und den Meisten lieb und werth. Sie hatte stets für die Armen eine freigebige Hand gehabt und nie einen durch Stolz beleidigt. Mochten auch Neid und Mißgunst im Geheimen sie lästern, laut wagten sie sich nicht hervor, jetzt, wo Lydia's Unfall im Garten des Mamilius ein allgemeines Mitleid erweckt, noch weniger, als früher. Aber es war nicht die Krankheit des Mädchens allein, welche die Bewohner der Stadt zu so heftiger Spannung erregt und in ein solches Fieber der Erwartung gestürzt. Um Lydia schwebte



Die Felsen von Donegal.

seit sie in die Villa der Kaiserin gerufen worden war, der Zauber des Geheimnißvollen; ihre Erkrankung erschien den Meisten, da sie von ihrem schleichenden und entkräftenden Leiden Nichts wußten, plötzlich und schrecklich, ein Gotteszeichen, wie der Ruf des Pan, der den ahnungslosen, am Bergquell ruhenden Hirten aufschreckt, daß er entsetzt das Weite sucht. Die lebhafte Phantasie dichtete dem seltsamen Vorfall noch mehr des Wunderbaren hinzu, und als sich nun gar, durch die Geschwätzigkeit eines Sklaven des Caepio, die Nachricht verbreitete, daß der Arzt Agricola, an Lydia's Heilung verzweifelnd, dem Zauberer Apollonius von Tyana entgegen gereist sei, um ihn durch Bitten oder Gold an das Lager der Sterbenden zu führen, da gab es für die tollsten Erfindungen und Erwartungen weder Zaum noch Zügel. Je unsinniger, über jedes Maß des Gewohnten hinausgehend die Behauptungen waren, desto sicherer gewannen sie den Glauben der Menge. Lydia's Krankheit hatte in ihrem Verlauf für alle Müßigen in der Stadt den Reiz eines Trauerspiels, der um so mächtiger war, da er sich an die Wirklichkeit knüpfte, und der Ausgang sich jeder Berechnung entzog. Wie die Zuschauer im Theater bewegt und staunend den Gott aus den Wolken herab kommen sehen, den verschlungenen Knoten des Geschicks gnädig oder furchtbar zu lösen, so hatten sie ungeduldig der Ankunft des Apollonius geharrt.

Von Hunderten umdrängt, schritt er jetzt neben Marcus dem Hause der Saitenspielerin zu. Eine erhabene Ruhe lag auf seinem Antlitz und bewirkte, daß wenigstens in seiner unmittelbaren Nähe der wüste Lärm schwieg, und eine freie Bahn sich für ihn und seinen Begleiter durch die Menschenfluth öffnete. Bei seinen ersten Schritten hatten ihn noch Einige, die kecker, als die Andern waren, mit besonderen Bitten und Begrüßungen anzuhalten versucht, doch seine würdevolle, abweisende Strenge ließ sie bald zurücktreten, es war ein Glanz in seinen Augen, in den man nicht ungestraft blickte. So bedurfte es der drohenden Zurufe des Arminius, der fortwährend in seinem barbarischen Latein schrie: „Macht Platz, ihr Pompejianer, macht Platz!" und dabei an sein Schwert schlug, gar nicht. Auch kam er bald von Apollonius Seite, er konnte in dem Getümmel nur langsam vorwärts reiten und sah sich bald durch einen dichten Haufen von dem Wunderthäter getrennt. Im Grunde war es ihm lieb; inmitten des Volkes machte er seinem Schmerz und Ingrimm leichter Luft. „Ihr habt schlechte Götter," sagte er von seinem Pferd herab, „die ein so junges Mädchen sterben lassen." „Sterben denn in Deinen Wäldern die Menschen nicht auch oft in der Jugend?" fragte einer zurück. „Wenn sie solche Däumlinge wären wie Du," entgegnete der Deutsche achselzuckend, „vielleicht! Aber wir sind alle stark und gesund und wohnen nicht in kleinen Häusern." „Weil ihr Barbaren keine bauen könnt!" „Weil wir keine brauchen!" „Höre, Arminius!" mischte sich ein Anderer in das Gespräch. „Was hältst Du von dem Manne aus dem Morgenlande?" „Daß er klüger ist, wie ihr alle! Wenn er in meiner Heimath lebte, würde er ein Priester Baldur's sein." „Du glaubst also, daß er die schöne Lydia heilen wird?" „Ihr schreit ja, daß sie todt sei? Kann man zu einer Todten sprechen: stehe auf und wandle?" „Er hat Recht, der Barbar! Die Todten bleiben todt! Dieser Zauberer bemüht sich ganz vergebens." „Das wird bei aller Traurigkeit etwas zu lachen geben, im Fall er seine Zaubersprüche umsonst murmeln wird." Die Meisten stimmten dieser Meinung bei. Nur einer widerstrebte. „Habt ihr des Herkules vergessen? Der hat die edle Alceste dem dreiköpfigen Hunde der Unterwelt abgerungen." „Das ist auch etwas Großes!" fiel Arminius ein. „Ein dreiköpfiger Hund! Bringt ihn her, mit meinen bloßen Händen will ich ihn erwürgen!" „Du den Cerberus?" Sie schüttelten den Kopf, wagten aber doch nicht, den gewaltigen Barbaren laut zu verspotten.

Indessen hatten Apollonius und Marcus schweigend ihren Weg fortgesetzt. In tiefster Verzweiflung schaute Marcus düster zu Boden, trostlos, weltverloren irrte seine Seele dem Schatten der Geliebten nach, der vor ihm zu schweben und immer weiter in die Ferne dahinzuschwinden schien. Nicht des Weges, den sie gingen, nicht der Menschen umher achtete er. Doch in solchen bangen Augenblicken pflegt der Leib gleichsam ohne den Willen aus eigener Kraft zu handeln; sicher schritt Marcus dahin, dem Forum zu, an den Stufen des Jupitertempels vorüber, in die Gasse hinein, zu dem Hause Lydia's. Wie neu und fremd in der Stadt, die er zum ersten Mal betrat, auch Vieles Apollonius berühren mußte, in keinem seiner Züge oder seiner Worte, die er in längeren Zwischenräumen an die Menge richtete, verrieth sich die geringste Neugier oder die leiseste Spur des Erstaunens. Dabei zeigte er doch wieder keine Gleichgiltigkeit, keinen Hochmuth des vielgereisten und vielerfahrenen Mannes; Alles an ihm war von einer Einfachheit und Wahrheit, wie sie jeder Mensch haben kann und haben soll, und doch zugleich von einer höheren Art. Aber zu sagen, ob in seiner Haltung und seinem Gesicht sich Zuversicht oder Hoffnungslosigkeit ausdrücke, Niemand von Allen, die ihn bald scheu und ehrfurchtsvoll, bald argwöhnisch mit ihren Blicken verfolgten, hätte dies zu entscheiden unternommen.

„Dort wohnt Lydia," erhob wie aus schwerem Traume Marcus das Haupt und die rechte Hand. Als er, so aufschauend, unter dem kleinen Porticus des Hauses Clodius Caepio bemerkte, der den Sklaven allerlei Aufträge — ach! zum letzten Dienst für ihre Herrin — gab, konnte er die Thränen nicht zurückhalten. Zu schmerzlich erinnerte ihn der Anblick des Freundes an jene letzte Stunde, die er mit ihm bei der Geliebten zugebracht hatte. Wohl empfahl die Philosophie, als deren Jünger sich Marcus bekannte, die Unempfindlichkeit und die unerschütterliche Ruhe der Seele, im Glück wie im Unglück, als höchstes Gut, aber wer vermöchte dem Drang des Herzens zu gebieten und heftigste Trauer zu bändigen?

Clodius reichte dem Freunde die Hand. „Zu welchem Schauspiel kommst Du!" sagte er. Und als wäre es nöthig gewesen, den Sinn dieser Aeußerung noch aufzuklären, erscholl jetzt aus dem Hause, das sonst so oft von dem lieblichen Saitenspiel Lydia's widerhallt, der schaurige, eintönige Gesang der Klageweiber.

„Gebiete den Klagenden zu schweigen," sagte Apollonius sanft zu Marcus, „und bezähme Deinen eigenen Schmerz. Wer der Gottheit mit einer Bitte naht, soll nicht verdüsterten Gemüths und gramvoller Stirne sein. Wir sind alle Kinder Gottes und der Natur, und was wir auch leiden, wir sollen hoffen, daß es der Harmonie des Ganzen dient, und in dieser Hoffnung beruhigt leben, dulden, sterben."

„Ich grüße den weisen Apollonius," erwiderte nicht ohne spöttische Betonung Clodius, „und wünschte nur, daß er noch die arme Lydia der Lehren seiner Weisheit theilhaftig werden lassen könnte. Aber die Götter wie die Magier sind machtlos vor dem Geschehenen."

„Weißt Du denn, o Clodius Caepio, was geschehen? Was ist Leben, was ist Tod? Hast Du nicht in Aegypten erfahren, daß die Steine reden? Beuge nur Deinen Hochmuth vor dem Unerforschlichen; räthselhaft ist die Wurzel jedes Dinges." Damit hatte er sich von ihm ab und sein Antlitz der Menge zugewandt. „Hier haltet still," befahl er mit strenger Stimme, „und folget mir nicht weiter. Drängt nicht tobend um das Haus. Ist die Jungfrau nur krank, so befiehlt auch das Mitleid, zu schweigen und ihren Schlummer nicht zu stören; ist sie todt, so fürchtet und ehret den Gott, der ihre Seele zu den Schatten führt!"

Ob sein Wort genügt hätte, die Menge zu beruhigen, ob nicht, sollte nicht entschieden werden. Denn jetzt hatte sich auch Arminius zu ihm hindurch gearbeitet, war von seinem Roß gesprungen, das einer der Sklaven in Empfang nahm, und sprach, sein Schwert entblößend: „Gehe getrost hinein, ich werde Wache halten, und diese hier sollen Dich nicht stören." In der That wichen die Bürger vor dem Gladiator scheu zurück, und eine athemlose Stille trat in der Straße und weiterhin auf dem Forum ein. Der Zauber des Apollonius wurde durch die Furcht vor der Waffe und der Stärke des Arminius verstärkt. Ja, als hätte das Glück seinen Liebling heute besonders auszeichnen wollen, so daß alle Vorfälle, die größten wie die kleinsten, dazu beitrugen, ihn in den Augen des Volkes zu erhöhen, erschien der tolle Didymus in der Gasse und schrie, die Hände zum Himmel streckend, mit verzückten Blicken: „Heil dir, Pompeji! Der Stern aus dem Osten leuchtet über dir! Ein Wunder! Ein Wunder!"

Unter diesem Rufe war Apollonius über die Schwelle des Trauerhauses geschritten. Viele behaupteten nachher, zu dieser Frist einen hellglänzenden Stern in der Bläue des Himmels bemerkt zu haben.

Außer Clodius und Marcus war ihm Niemand gefolgt; der erste weniger aus Theilnahme, als aus Schadenfreude, die Eitelkeit des Wunderthäters, dessen hoheitvolles Wesen ihn ärgerte, gedemüthigt zu sehen; der andere in seiner Verzweiflung über Alles, was noch geschehen könnte, unbekümmert. Im Hause verstummte jeder Laut der Sklavinnen, der klagenden Frauen, die in der Halle saßen, bei dem Eintritt der Männer. Auf ihrem Ruhebett, im weißen Gewand, unbeweglich und starr, mit geschlossenen Augen lag Lydia. Ihr zu Häupten, aus seiner Blumennische, lauschte das Götterbild Amor's, angelehnt an die Säule, auf der es stand, ruhte die Leier, deren Saiten noch vor kurzem die kunstreiche Hand des Mädchens melodisch gerührt. Nun bedeckte die treue Jole diese Hand umsonst mit Küssen und Thränen, um sie zu erwärmen. Kaum wandte sie bei dem Geräusch, das die Näherkommenden machten, das Gesicht ihnen zu, und als sie Marcus erkannte, beugte sie es wieder mit einer herzzerreißenden Miene auf die erkaltete Hand der Freundin hinab. Alles umher schien von demselben tiefen Schmerz über den Verlust der schönen Herrin ergriffen zu sein. Betrübt schlichen die Mägde umher; der früher so laute und ungeberdige Vogel regte sich nicht auf seiner vergoldeten Stange; mit eingezogenem Kopf saß er da, als wollte er den Klageweibern nachahmen, die ihr Haupt so eingezogen zwischen den Schultern und verhüllt in weißen Tüchern hielten. Die Blumen hatten ihren Glanz und ihre Frische verloren, nur der boshafte, wilde Gott, der all' dies Unheil angerichtet, blickte noch einmal so spöttisch auf seinen Pfeil. Wenigstens waren dies die Empfindungen des Liebenden. Das Bild der Frühlingsmondnacht, in der er hier an dieser Stelle zum letzten Mal mit ihr geredet, wandelte vor seiner Seele dahin, wie anders war Alles damals gewesen, so traumselig, so hoffnungsfreudig — täuschte er sich denn nicht, daß nur der kurze Zeitraum weniger Tage diese traurige Stunde von jener Zusammenkunft schied?

Apollonius stand zu den Füßen des Ruhebetts und betrachtete mit seinen großen stillen Augen das Mädchen. Was unterscheidet den Schlummer von seinem Zwillingsbruder, dem Tode? Für den Beobachter der leise, oft kaum bemerkbare Hauch, der über die Lippen des Ruhenden schwebt. Aber weiß der vom tiefen Schlaf Befangene mehr von sich, als der vom Tod Bezwungene? Hat der Todte Träume wie der Schläfer?

„Hier zeige Deine Kunst, erhabener Magus," sagte Clodius zwischen Schmerz und Spott, „oder gestehe Deine Ohnmacht ein. Vielleicht wirst Du uns morgen den Schatten der schönen Lydia aus der Unterwelt heraufbeschwören können, aber nicht das gilt's, führe, wenn Du es vermagst, ihre Seele, die noch irrend um die verlassene Hülle flattert, in diesen Leib zurück. Was nützt alle Weisheit und Gottbegnadung vor dem unerbittlichen Gesetz der Natur!"

„Lerne es verstehen, und Du wirst Dich darüber erheben," entgegnete Apollonius und legte, an die Seite des Ruhebettes tretend, seine Rechte auf das Herz Lydia's.

In diesem Augenblick ließ draußen wieder Didymus seinen Ruf erschallen: „Ein Wunder!" und Arminius mochte es für nöthig finden, einmal mit seiner Drohung Ernst zu machen und die Verwegensten, die sich der Thüre des Hauses nähern wollten, gewaltsam zurückzutreiben: deutlich vernahmen die in der Halle Weilenden das Gerassel seiner Waffen und den dröhnenden Ton seiner Stimme.

„Laß ihn nicht herein," sagte zusammenzuckend Jole zu Marcus, „den Barbaren! So schrie er, als sie in meinen Armen niedersank! Er soll mit seiner unheiligen Nähe diesen Raum nicht entweihen! Sein Geschrei hält ihren theuern Schatten am Ufer des Acheron zurück!"

„Was tobst Du, Jole?" begütigte sie Clodius. „Was konnte Arminius dafür..."

„Daß sie ihn geliebt..."

„Geliebt? den Arminius geliebt?" fuhr Marcus aus seiner brütenden Stellung auf, in der er bisher an eine der Säulen gelehnt gestanden.

„Sie lebt!" sagte da Apollonius feierlich.

Sie lebt? Jole und Marcus wollten aufschreien, aber das Erstaunen, ein Schauer des Entsetzens wie vor dem Walten einer höheren Macht hielten ihre Lippen geschlossen: überdies legte Apollonius, sie zur tiefsten Ruhe mahnend, den Finger an den Mund. Nur Clodius hatte in seinem Gesicht den ungläubigen Ausdruck, in dem leserlich geschrieben war: welche Gaukelei! Plötzlich verfärbte auch er sich; was war das? erlag er wie die Andern der Täuschung und der Taschenspielerkunst des Wunderthäters? Lydia's Brust hob sich leise, und eine Falte erschien auf ihrer Stirn: so ringt der Schläfer mit einem ängstlichen Traume oder mit dem Schlummer selbst, den er von seinen Augenlidern abzuschütteln sucht. Doch weder zu ferneren Beobachtungen, noch zu einer Frage ließ ihm Apollonius Zeit. „Laßt mich allein mit ihr," sprach er.

Während sie, oft die Augen auf die Ruhende zurückwendend, die jetzt wieder ohne Regung dazuliegen schien, ein schönes Marmorbild, in eins der Gemächer traten, eine Beute der heftigsten Empfindungen und doch wie gebannt und gelähmt, sprengte Apollonius aus einem Fläschchen Rosenwasser einen Tropfen auf Lydia's Stirn und berührte sanft mit dem Finger streichend ihre Brauen und Wimpern.

„O!" sagte sie so leise, daß Apollonius, der sich tief zu ihr herabgeneigt, es kaum verstehen konnte. „Es klingt das Erz."

Sie machte eine vergebliche Anstrengung, die Augen zu öffnen, doch ihre Hand erwarmte allmälig, ein Hauch ihres Mundes streifte das Antlitz des Apollonius, der in seinen Bemühungen fortfuhr. Von den Arzneimitteln und wohlriechenden Essenzen, die auf dem Tische unweit des Lagers standen, gebrauchte er dies und das: es war klar, daß ein Starrkrampf viele Stunden Lydia gebunden gehalten. Würde es seiner Kunst gelingen, diesen Krampf zu lösen und die schwache, durch ihr Leiden erschöpfte Jungfrau gleichsam unmerklich aus halber Bewußtlosigkeit und Traumverlorenheit in das Leben zurückzuführen? Er versäumte keine Vorschrift und keine Vorsicht, welche die großen Aerzte in solchem Fall angeordnet haben, aber die Weise, in der er das Einzelne that, war eine eigenthümliche, feierlich wie die eines Priesters und dabei von einer Liebeswärme erfüllt, als handle es sich für ihn nicht um eine Fremde, sondern um die eigene Tochter. Es geht die Rede von einem wunderbaren Steine, der das Eisen anzieht und festhält, und eine ähnliche, unbeschreibliche Kraft soll auch in den Augen und Händen mancher Menschen ruhen. Vielleicht besaß Apollonius diese räthselhafte Kraft, und sie übte ihre Wirkung auf Lydia, so daß sie nach einigen tiefen Athemzügen, das Haupt auf die andere Seite legend, sagte: „Hast Du das Erz entfernt? Es klang so fürchterlich. Ach, wie lieblich duften die Rosen!"

„Fürchte Nichts mehr; um Dich her ist Frieden und Stille."

„Du hast eine Stimme, so sanft und gut wie die des Marcus. Wo ist er? Wo ist Jole? Warum haben sie mich verlassen?"

„Du liegst noch im Traume, wenn Du aufwachst, werden sie bei Dir sein."

„Ich bin wohl im Lande der Schatten, wohl schon der Oberwelt entrückt? Es ist so dunkel und dämmrig um mich her, und vorhin war es mir, als hätten die Klageweiber um meinen Tod gejammert. Ich kann die Augen nicht aufthun, es liegt wie Blei darauf."

„Quäle Dich doch nicht, Du schwebst zwischen Wachen und Schlafen auf und nieder. Ist Dir nicht leichter, als vorhin?"

„Um Vieles. Sie hatten meine Glieder festgebunden, Arme und Füße, daß ich sie nicht bewegen konnte. Vergebens versucht' ich zu reden. Erst wollt' ich darüber weinen und seufzen, aber allmälig ergab ich mich darein. Während mein Leib gefesselt war, schien meine Seele höher und höher sich aufzuschwingen. Wie von Stern zu Stern, die an heitern Abenden im Goldgefunkel über uns leuchten. Ich hatte nur das eine Gefühl, als müßte ich zuletzt in eine Welt kommen, die sich ganz aus Lichtstrahlen und melodischen Klängen aufbaute, wo die Fluth reiner Harmonien niemals von Donner und Waffengeklirr gestört würde. Da wird deine Seele, dachte ich, wie ein sanfter Ton, in dem Meer des Wohllauts verrinnen."

Wie im Angedenken an ihren Traum schwieg sie, und über ihr bleiches Gesicht flog, als Bote des wiederkehrenden Lebens, der verklärende Schimmer eines Lächelns hin. Ein wenig schlug sie die Wimpern auf, um sie gleich darauf wieder zu senken, als blende sie das ungewohnte Sonnenlicht.

„Bist Du der Hüter jener schönen Welt? Wirst Du auch entschwinden, wie sie mir entschwunden ist? Oder bin ich noch nicht würdig, in ihr einzugehen?"

„Alle sind würdig, die reinen Herzens sind."

„Das ist's ja eben, mein Herz war unruhig und ganz erfüllt von einer tollen, unsinnigen Leidenschaft."

„Du liebst den Arminius, und seine Gleichgiltigkeit hat Dich gequält?"

„Jole sagt, sie habe mir das Herz gebrochen. Aber es schlägt noch, nicht? Du hältst Deine Hand darauf. Mir ist aus jener himmlischen Welt ein Trost und eine Offenbarung gekommen; es gibt ein Unvergänglicheres, als die Liebe. Wo haben sie meine Leier gelassen?"

„Hier, Lydia!"

Er nahm das Saitenspiel und setzte es mit dem unteren Ende auf die Decke ihres Lagers, das obere hielt er fest, so konnte sie mit den Fingern in die Saiten greifen, die zitternd unter der Berührung erklangen.

„Ach!" seufzte sie, „wie ganz anders war die Musik des Himmel! Aber ich lerne sie noch!"

„Sie ist in Dir und möge fortan Dein ganzes Wesen melodisch beseelen."

Lydia hatte die Augen aufgeschlagen und schaute verwundert umher; unwillkürlich wollte sie sich ganz aufrichten, doch ihre Kraftlosigkeit ließ sie wieder zurücksinken. Bei diesem Anblick hielt sich Jole, die lauschend hinter dem Vorhang des Zimmers verborgen gestanden, nicht länger zurück, mit dem Ausruf zärtlichster Freundschaft stürzte sie an das Lager und unterstützte die Kranke mit ihren Armen.

„Du lebst, wir haben Dich wieder!" stammelte sie.

„Jole!" Lydia hatte ihre Hand auf den Kopf der Freundin gelegt. „Es ist nun vorüber, Amor hat mir die Binde von der Stirn genommen. Was sollte der gewaltige Krieger mit einer Blume?"

Damit schloß sie die Augen, und ihr Haupt neigte sich zur Seite.

„Nun stirbt sie uns doch noch!" wollte Jole jammern, doch Apollonius bedeutete sie: „Bette sie warm, jetzt wird ein ruhiger Schlaf ihr Erquickung bringen. Ich lasse Dir Marcus hier, wachet beide über sie."

Mit Clodius Caepio schritt er zum Ausgang der Halle. „Nun, ungläubiger Mann," sagte er heiter, „vorhin spottest Du des Wunderthäter und der Götter, und jetzt siehst Du aus, als hätte Dir Perseus das Haupt der Meduse vorgehalten! Nur der Schein des Todes umfing das Mädchen; viel weniger meine Kunst, als die schreckliche Stimme des deutschen Barbaren und der eherne Klang seiner Waffen hat sie aus ihrer Betäubung gerissen. Diese Töne waren die letzten, die sie deutlich vor ihrer Ohnmacht vernahm; sie waren die ersten, die den Bann lösten."

„Du hast Recht," antwortete Clodius. „Als der Barbar im Garten des Mamilius seinen Kriegsgesang anstimmte, fiel sie nieder. Und es wäre kein Wunder gewesen? Doch lag sie wohl schon die neunte Stunde ohne Regung."

Gerade ihn, den Freidenker, hatte das Unerwartete mächtig betroffen, und nur das Unerhörte und Ueberirdische genügte ihm jetzt, die Betäubung, in der er sich befand, vor seinem Verstand zu entschuldigen.

So redend, waren sie vor das Haus getreten. Lautlos hing die Menge an dem Munde des Apollonius; diejenigen, die in dem wirren Menschenknäuel zu rufen, zu sprechen versuchten, wurden ohne Mühe von den Anderen zur Ruhe verwiesen. Arminius hatte, als bedürfe er seiner nun nicht mehr, sein Schwert, bei dem Nahen des Magus, in die Scheide gestoßen.

„Folget mir alle zu dem Tempel des höchsten Gottes," sagte Apollonius mit feierlicher Hoheit. „Große Gnade hat er an der Kranken geübt und sie vom Pfade des Todes auf den des Lebens zurückgeführt. Geht mit mir, vor seinem Bilde zu danken und zu beten!"

Ganz war der Ausbruch des Jubels, der diesen Worten folgte, nicht zu unterdrücken, doch mäßigte ihn die Scheu, die Apollonius nach dem verrichteten Wunder Allen einflößte. Denn das wundersüchtige Volk ließ es sich nicht ausreden, daß er eine Todte zum Leben erweckt hätte. Die Sage blieb durch viele Geschlechter im Munde der Menschen und wurde von dem Geschichtschreiber der Reisen und Wanderungen des Apollonius mit großer Umständlichkeit erzählt: so seltsam sie auch dem Philostratus selbst bedünkte.

Der Deutsche hatte von dem Allen, was um ihn her vorging und gesprochen wurde, nur das Eine verstanden, daß die Saitenspielerin noch am Leben sei und vielleicht nicht sterben würde. „Das ist mir lieb," sagte er und schüttelte dem Apollonius die Hand. „Wenn das der Gott Jupiter bewirkt hat, kann ich ihm danken. Ich werde ihm dieses Schwert verehren und auf seinem Altar niederlegen. Ich bin wieder so leicht und frei wie der Adler in der Luft."

Schon hatten sich die Versammelten zu einem Zuge geordnet, Apollonius von seinen Jüngern umgeben schritt ihnen nach dem Forum voran. Clodius verweilte zögernd vor dem Hause, er war noch immer nicht seiner Verworrenheit Herr geworden; endlich schüttelte ihn Arminius an der Schulter.

„Wollen wir die Letzten sein?" fragte er. „Was habt ihr alle nur? Ein krankes Mädchen ist wieder genesen, das geschieht alle Tage."

„Aber Du hast gehört, daß sie todt war!"

„Dann wäre sie es noch. Der Fremde war klüger, als ihr, und nun ärgert ihr euch."

„Du bist ein Bärenhäuter und ein Dickschädel. Das schönste Mädchen aus Pompeji wird aus Liebe zu Dir todtkrank.."

„Höre, Clodius" — und er wollte nach seiner Waffe greifen. Doch besann er sich: „Sie gehört dem Gotte! Und was hilft mir das Streiten mit Dir? Wenn Lydia mich liebt, so ist sie eine große Thörin. Mit ihr zu spielen, ist sie mir zu gut, sie zu heirathen, zu niedrig. Ich bin ein Königssohn, was soll mir die Saitenspielerin?"

Wie verstört Clodius auch war, diese Aeußerung des Barbaren riß ihn aus der Welt der Träume in die Wirklichkeit; so unbändig mußte er über den Hochmuth und die Treuherzigkeit des Gladiators, die ihm beide als Ausgeburt barbarischer Tollheit erschienen, lachen, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. „Denkt ihr andern Germanen in euern Wäldern ebenso," rief er, „dann seid ihr die wunderlichsten Menschen auf Erden und von den Göttern zu absonderlichen Dingen bestimmt."

„So seid ihr Römer," brummte dagegen Arminius, „redet ein Mann ein verständiges Wort zu euch, so lacht ihr, und wenn ein Mädchen krank ist, verhüllt ihr das Gesicht und weint."

„Auf zum Tempel! Laß uns eilen, gewiß hält Apollonius dort eine Rede, goldene Sprüche der Weisheit.."

„Daweilen werde ich eine Schenke aufsuchen, trinken und schlafen!"

Am Abend hingen Kränze am Hause Lydia's; sie galt für gerettet. Um sie waren die Freunde, die sich so treu bewährt. Eben hatte Arminius sie verlassen, ein Bote von dem Kriegstribunen in Capua hatte ihn dorthin zurückgerufen; der Hitze wegen wollte er in der Nacht aufbrechen. Bei aller Rauheit und kriegerischem Ungestüm war etwas Aufrichtiges und Herzgewinnendes in der Art, wie er Abschied von ihnen genommen. Träumerisch blickte Lydia ihm nach.

„Was überwindet die Welt?" fragte sie Apollonius.

„Die Tugend."

„Oder die Kunst," entgegnete sie. „Marcus und Jole, steht mir bei, ihr treu zu bleiben!"

„Und doch," meinte Clodius, der sein spöttisches Wesen wiedergefunden, „wird sie im Herbste das Weib des Marcus sein. Unbeständigkeit ist der Weiser auf der Lebensuhr der Frauen."

Leuchtend über der Oeffnung in dem Dache des Hauses stand der Stern, der, früher nicht in Pompeji gesehen, seit einigen Nächten am Himmel glänzte.

„Solch' einen Stern," sagte Apollonius empordeutend, „soll der edle Mensch sichtbar oder unsichtbar sich zu Häupten haben, nennt ihn Schönheit oder Tugend, das höchste Gut oder die Gottheit! In seinem Anschauen werden wir frei von den Erdenschranken; so bist Du gesundet, o Lydia, als Deine Seele aus der Finsterniß der Leidenschaft zu seinem Lichte sich aufschwang."

Ende. [2722]

Zum letzten Mal!

(Zwei Theater-Erinnerungen.)

Von **Georg Belly.**

Es mögen ungefähr sechszehn oder siebzehn Jahre her sein, als eines Tages die Theaterzettel des königlichen Schauspielhauses in Berlin der damals glücklicherweise noch ziemlich begeisterungsfähigen Bevölkerung die Kunde brachten, Frau Sophie Schröder, die Veteranin deutscher Schauspielkunst, die Heroine, die ein glücklicher Zufall gen Norden geführt hatte, werde ein letztes Mal die Bretter am Gensd'armenmarkt betreten, eine Klopstock'sche Ode und Schiller's Glocke recitirend. Ich brauche kaum zu sagen, daß jene Nachricht namentlich uns junge Gemüther in einen Zustand fieberartiger Aufregung versetzte; kaum konnten wir die Stunde erwarten, die uns an dem betreffenden Tage die Pforten des Schinkel'schen Meisterbaues eröffnen sollte, und schon Nachmittags um drei, glaube ich, hielten wir es für höchst zweckmäßig, uns von der fünf Minuten vom Schauspielhaus entfernten Wohnung auf den Weg zu machen, um nur ja um halb sieben an Ort und Stelle zu sein. — Merkwürdig, die Uhrräder der beiden imposanten Kirchenkuppeln, die Thaliens Stätte nach Norden und Süden überragen, schienen an jenem Nachmittag wie eingerostet zu sein, denn die Intervalle, in welchen die einzelnen Schläge ertönten, mahnten an die unabsehbaren Districte der Wüste Sahara! Endlich, endlich hatte das knatternde Werk dort oben Erbarmen mit uns Bemitleidenswerthen, und mit Windeseile stürmten wir die Stufen hinauf, die uns dem nicht übermäßig weit von der Dachwölbung des Hauses entfernten Platze zuführten! Wenn ich nicht irre, bildete ein kleines Lustspiel die Einleitung des Abends; wie es hieß, und was darin vorging, das mögen die Götter wissen; was kümmerte uns ein Lustspiel, uns, die wir der größten Tragödin Deutschlands harrten! Ich denke mir, daß selbst in der höchsten Blüthe des ehrwürdigen Vater Klopstock, also zu seinen Lebzeiten, niemals der Vortrag einer seiner Dichtungen mit größerer Spannung erwartet worden ist, als es damals von uns geschah! Der Vorhang erhob sich, und an der Hand eines Collegen von der Hofbühne erschien die Greisin im einfachsten Gewande, in schmucklosester Haube! Da stand sie, die geniale Frau, die Siebzigerin, die bereits vor länger, als einem halben Jahrhundert der staunenden Welt das Evangelium Goethe's und Schiller's gepredigt hatte, der schon von unseren Vorfahren in Verehrung und Anbetung gehuldigt worden war! Noch heute ergreifen — ich möchte sagen — heilige Schauer den Schreiber dieser Zeilen, wenn er des Momentes gedenkt, in welchem die kleine gebückte Matrone, ein Mäppchen in der Hand haltend, an die Rampe trat und ihr Auge über die Versammlung schweifen ließ. — Sie öffnete ihr Büchelchen und begann zu lesen, zu lesen, wie ich es nie vorher gehört hatte und auch wohl nie nachher hören werde! Die Verse des Messiasdichters wurden zum Strom, der in mächtigen Wellen durch leuchtende Frühlingsauen dahin rauschte; sonniger Schimmer löste sich aus den bedruckten Blättern und ergoß sich mit erwärmendem Glanz in die zitternden Herzen der Hörer! Der Wahrheit die Ehre — nach den ersten beiden Versen stockte das dem öffentlichen Auftreten fremd gewordene Mütterchen ein Bischen; sie blieb, wie man sich so in der Theatersprache ausdrückt, ein klein wenig sitzen; aber nur auf Secunden; dann scheuchte die Hand des Genius die Spur der Jahre von der Stirn der Greisin und trug Sophie Schröder in jugendlichem Fluge empor zu Thronen, vor denen unser Pygmäen-Geschlecht sich stumm und bewundernd beugen mußte!..... Wieder trat ein kleineres Lustspiel dazwischen, nach dessen Beendigung Sophie Schröder zum zweiten Mal erschien! Hatte schon ihr Vortrag der Klopstock'schen Ode eine hinreißende Wirkung ausgeübt, so war der nun folgende der Schiller'schen Glocke doch noch unendlich erhabener, ergreifender! Wie vermag die armselige Feder auch nur annähernd jenen Zauberschmelz des Organs anzudeuten, welchen die Altmeisterin über die „züchtigen, verschämten Wangen der Jungfrau" gleichsam forthauchte; welcher Griffel wäre im Stande, das Donnertosen ihrer Stimme zu beschreiben, mit dem sie den furchtbaren Kampf der Elemente malte! Wen hätten nicht überwältigende Schauer gepackt bei der Schilderung der Feuersbrunst mit ihrer verheerenden Flammengluth! — Und wie sie selbst mit den Zeilen wuchs, die kleine zusammengefallene Greisin; gebietender und gebietender richtete sich die gebückte Gestalt auf und bei Schiller's Wort „riesengroß" erschien sie selbst hoch und ragend wie eine Gigantin! — Auf der anderen Seite wieder, wie traulich, wie innig war sie als „im häuslichen Kreise schaltendes und waltendes" deutsches Weib; Sophie Schröder las und doch spielte sie, was sie las; man sah im Geist die Schaar der munteren Kinderchen um die herzige Mutter hüpfen und jauchzen und die Hausfrau freundlich lobend und milde tadelnd das kleine Völkchen lenken und belehren! — Unvergeßliche, weihevolle Augenblicke, hervorgezaubert durch jene wirkliche Kunst, die in edlem Stolz nur ein Ziel kannte, das der wahrsten Einfachheit! Der Vorhang fiel; doch lange, lange bebten in unserer Seele die Saiten nach, die Sophie Schröder's unvergleichlicher Genius in ihnen anzuschlagen gewußt hatte! — — —

Vielleicht zwei oder drei Jahre, nachdem die gefeierte Greisin zum letzten Mal die Scene des Schauspielhauses mit ihrer Glorie erleuchtet hatte, gastirte auf einem anderen Theater der Residenz — gleichfalls zum letzten Mal in Berlin — ein Greis, Wilhelm Kunst. — Einst hatte sein Name weit hinaus über Deutschlands Gauen berühmten Klang gehabt; mit Gold und Ehren war der von der Schöpferin Natur verschwenderisch bedachte Mime überschüttet worden; im eigenen glänzenden Wagen mit prachtvollen Pferden und zahlreichem Dienertroß hatte Kunst seine Triumphzüge durch die Welt gehalten, gesucht und bewundert! Doch in der Zeit, von der ich spreche, lachte ihm längst das Glück nicht mehr! Seine herrlichen Mittel waren seit vielen Jahren in Schutt und Staub zerbröckelt; sein wunderbares Organ hatte das Silber seines Wohllautes, seine markige Gestalt ihre Wucht und Plastik verloren! So zog der Mann, dem einst Deutschland gehuldigt, in ziemlich bedürftiger Lage von Stadt zu Stadt, froh, wenn ihm dieser oder jener Theaterdirector gestattete, auf seinem Podium noch einmal das verrostete Ritterschwert zu schwingen und die frevelnden Recken zum Kampf zu fordern; im sogenannten Ritterstück hatte eben seit jeher Kunst's Hauptforce gelegen, und in Koller und Harnisch suchte der einst angebetete, durch Leichtsinn und Verschwendung heruntergekommene Mann nun immer noch sein kümmerliches Stückchen Brod zu verdienen! Mit einem Gefühl ahnungsschwerer Wehmuth saß ich damals bei seinem letzten Berliner Gastspiel im Theater, des Momentes harrend, der die Gardine heben und eine gesunkene Größe vor das Licht der Lampen führen sollte! Der Vorhang ging auf, das Stück begann, und Kunst trat aus der Coulisse. Das also war die einst so gerühmte Heldenfigur, das die Löwenstimme, deren sonores Metall Alt und Jung entzückt hatte! Allerdings, auch heute umhüllte den Leib ein Ritterwams; aber verblaßt und zerknittert schlotterte es wie im stummen Hohn um die welken Glieder; auch heute versuchte das Organ die Erde zittern zu machen, aber statt der erschütternden Sprache des Donners brachte es nur die dumpfen Laute ohnmächtigen Gepolters hervor! Dazu das eingefallene, mit einer dicken Lage von Schminke bedeckte Antlitz, die Augen, die unheimlich groß und glanzlos vergebens drohend zu rollen versuchten, die keuchende Brust, der bebende Arm — es war ein Schauspiel, geeignet, Jeden, der von Kunst's dereinstiger Größe wußte, bis zu Thränen zu rühren! An höhnischen Aeußerungen jenes Theils des Publicums, das von Kunst's früherer Glanzepoche nie Etwas gehört hatte, fehlte es natürlich auch nicht, und so lief der gebrochene Hüne bis zum letzten Fallen des Vorhangs die Spießruthen des Mitleids und der Verspottung! Aechzend schwankte Wilhelm Kunst von der Scene und ließ das Schwert in die Requisitenkammer wandern; er selbst mochte wohl, während ihn der Garderobier seines bunten Flitters entkleidete, keuchend zurückdenken an die Zeit, wo er in eigener goldener Rüstung und von Schätzen umregnet die Welt zur Vergötterung entflammt hatte!...

— — — — — — —

Sophie Schröder und Wilhelm Kunst! Wie wenige Berliner, die vielleicht die eine wie den anderen bei ihrem letzten Gastspiel in der deutschen Hauptstadt sahen, mögen wohl eine Ahnung von dem engen Bande gehabt haben, das vor langen Jahren Beide vereint hatte! — Wilhelm Kunst und Sophie Schröder waren einst Mann und Frau gewesen; die große Künstlerin hatte in leidenschaftlicher Aufwallung eine tiefe Neigung zu dem damals im Zenith seines Ruhmes und seiner Schönheit stehenden Mimen gefaßt und ihm die Hand zum ewigen Bunde gereicht. Leider war die Ewigkeit eine überaus kurze; Sophie trennte sich von Kunst, und jedes zog wie sonst seine eigene selbstständige Bahn! Sophie Schröder höher und höher hinauf zu den lichtesten Regionen poetischer Verklärung, und Wilhelm Kunst den abschüssigen Weg des rohen Naturalismus, der ihn zum Abgrund des hohlsten Coulissenthums führen sollte! Beide deckt längst die kühle Erde; sie starb als geistesfrische beneidenswerthe Altpriesterin der tragischen Muse, er als stumpfer, geborstener, greiser Komödiant! — Beide waren, als ich sie zum letzten Mal sah, gewissermaßen Ruinen; nur daß er an das Geschütt und Geröll einer finsteren, zerfallenen Burgveste, sie an die ewig sonnigen, ewig begeisternden Säulen der hehren Akropolis mahnte! [2757]

Etwas aus der Mythologie.

II.

Woher kommt es, daß uns Kunstgallerien im Grunde so kalt lassen, während uns eine einzelne Statuette, ein untergeordnetes Gemälde entzücken kann? Weil die Anhäufung unnatürlich ist. Ein Eindruck läßt den andern nicht aufkommen. Von jedem Werke gehen eigenartige Seelenschwingungen hervor, die ruhig ausklingen müssen, wenn wir genießen und verstehen wollen; nun gehen die mannichfachen Vibrationen in einander über und heben sich wie Wellenbewegungen, die von entgegengesetzten Richtungen auslaufen, mehr oder minder auf; erst einer langen Uebung gelingt es, die Wirkungen zu isoliren. Auch fehlt dort dem Kunstwerke die natürliche Umgebung, die es zum Bestandtheile einer Wirklichkeit macht, die sich selber erklärt. Eine Jungfrau Maria in ihrer Capelle, ein Heiligenbild in seiner Nische fordert zur Anbetung auf; Hunderte, von ihrer Stelle genommen und in einer Kunstkammer wie in einer Marterkammer vereinigt, werden wohl den hundertsten Theil jener Andacht erregen und in ihrer Gesammtheit Etwas von dem Beängstigenden eines Wachsfiguren-Cabinets haben. Und dienten nicht die antiken Götterbilder ebenfalls dem Cultus? Was haben sie zusammen zu thun? Versetzen wir sie mit unserer Phantasie in das Innerste der Heiligthümer, unter deren Ruinen sie so lange geschlafen haben, richten wir auf der Spitze des sonnigen Burgfelsens oder in der Einsamkeit des Olivenhains die blendenden Säulenreihen wieder auf, die so anmuthvoll das Dach und den figurenreichen Fries trugen.

Dieses erhabene Bild der jungfräulichen Athene sehnt sich nach den Tempeln der Akropolis zurück, der Stadt, die noch jetzt ihren Namen trägt. Bleiben wir bei seiner Betrachtung stehen. Vielleicht ist sie als Pallas im Katalog verzeichnet, d. h. Schwingerin, weil sie die Lanze führt, oder als Minerva, so nannten sie die Römer; das Wort bedeutet die Sinnende. Und als Kriegerin und Denkerin zugleich tritt sie uns auch in ihrer Erscheinung entgegen. Tiefsinnend neigt sich das Haupt unter dem Helme, ihr Schild trägt gleichsam als Wappen ein Medusenhaupt mit emporringelnden Schlangen. Sie ist das Himmelslicht in Gestalt einer Kriegsjungfrau, das gottgewordene jungfräuliche Himmelslicht, die Weiblichkeit, nicht allein zum Uebermenschlichen, sondern fast zum Uebergöttlichen idealisirt, wie denn die Sage sie bei ihrer Geburt allein von allen Himmlischen die göttliche Naturordnung überschreiten läßt, ein Weib, nicht vom Weibe geboren, sondern in vollem Waffenschmuck aus dem Haupte des Zeus entsprungen, nachdem der Feuergott es gespalten. Ihre Geburt wird auch an den Fluß Triton verlegt, weil, wie die Wolken sich aus Wasser bilden, nach alter Anschauung alle Lichterscheinungen aus dem Feuchten hervorgehen; aus den rauschenden Urfluthen ist sie zum Himmel emporgestiegen, wo sie unter Donner und Blitz, selbst in blitzenden Waffen, zur Welt kam. Denn im Blitz offenbart sich das himmlische Licht der Erde, und ihn bedeutet auch die Lanze, die sie in der Hand schwingt. Die dunkle flatternde Wetterwolke, woraus Strahlen hervorzucken, ist der Schild, den sie schüttelt, die entsetzliche Aegis, mit dem abgeschlagenen Haupte der schlangenhaarigen Meduse Gorgo, dem durch den Anblick versteinernden Gorgoneion. Von allen Göttern weiß sie, wie ein Dichter sagt, allein um den Schlüssel des Gemachs, wo die Blitze des Zeus versiegelt ruhen, und wird als Blitze schleudernd neben ihrem Vater vor allen übrigen Lichtgöttern gedacht. Und wie ihre Waffen Symbole ihrer Naturgewalt sind, der Wetterstrahl als Waffe von den Cyklopen geschmiedet wird, so waltet die Naturgottheit auch als Krieges- und Siegesgöttin. Denn wo sie kämpft, muß sie siegen; deshalb hatte sie den Beinamen Siegesbringerin und wurde auch, ebenso wie Zeus, mit einer Victoria (griechisch Nike) auf der ausgestreckten Hand abgebildet, wogegen der Kriegsgott besiegt werden kann. Dieser ihr Halbbruder Ares (römisch Mars) kann überhaupt gegen sie nicht aufkommen, weil sie viel klüger ist, ein Vorrecht der Schwestern schon im Olymp. Er stürzt sich sinnlos, kopfüber mit kannibalischem Tosen und Schreien ins Handgemenge, wo es am dichtesten ist, um des Getümmels und Dreinhauens willen, wogegen sie mit der Tapferkeit Besonnenheit, Plan und Absicht verbindet, die erste Taktikerin der Welt. — Die dem Haupte des Zeus Entsprungene kann die Waffenzier, aber nicht ihre Weisheit ablegen, die sich schon in dem tiefen Glanze ihres gewaltigen Auges spiegelt und in der Eule ihr Symbol findet, dem ernstschauenden Vogel, der zahlreich ihre Burg zu Athen umflattert. Dort wurde der Olivenstamm bewahrt, den ihre Hand im Wettstreite mit Neptun gepflanzt hatte; der Olivenzweig ist das Zeichen des Friedens, die Kriegesjungfrau auch Friedensgöttin. Wenn wir aber nach dem innern Zusammenhange so entgegengesetzter Eigenschaften fragen, müssen wir wieder auf das Element des Lichtes zurückkommen. Die Heimath der Blitzenden ist über dem Wettergewölk die ewige Klarheit golddurchleuchteter Aetherbläue, deren irdisches Abbild die Geistesklarheit ist. Alle Künste und Wissenschaften, öffentliche und private Thätigkeiten sind unter ihren Schutz gestellt, sofern sie nicht dem Enthusiasmus entstammen, sondern ernste Besonnenheit und emsigen Fleiß fordern. Der Redner und Staatsmann, der Gelehrte und Richter betete zu der Göttin kluger Erfindungen und wohlgeplanter Ueberredung ebenso wie der arme Schuhmacher, der Schmied, Töpfer, Walker und Zimmermann. Für Jeden hatte sie eine Gabe, die schönste aber für die Frauen. Statt der Victoria sehen wir auf manchen Statuen den Spinnrocken ihr beigegeben. Das Spinnen, Weben und Sticken, die eigentliche Frauenarbeit des Alterthums, der

Königinnen wie der Sklavinnen, die mit ihrer Hand auch die kostbarsten Gewänder zu Stande brachten, womit sich Frauen und Männer schmückten, stand unter der weisen Göttin. Solche Gewänder hießen Werke Athene's und sie selber Werkmeisterin. So sehen wir sie hier in echt weiblicher Thätigkeit, webend, stickend und die irdischen Frauen in diesen Künsten unterweisend. Und Mädchen und Frauen fühlten sich geehrt durch solches Beispiel und hielten es für ihre Pflicht, der Göttin das herrlichste Werk ihrer Hände als Tribut darzubringen, als ob sie den Männern zeigen wollten, daß auch ihr Geschlecht Theil an ihr habe. Auf der Burg zu Athen wurde ein uraltes Pallasbild, das Palladion, als Unterpfand ihres Segens bewahrt; es sollte vom Himmel gefallen sein. Wenn nun vom ganzen Lande das große Athenefest gefeiert wurde, was alle fünf Jahre geschah, und die ersten Tage unter gymnastischen, poetischen und musikalischen Wettkämpfen vergangen waren, so bildete den Glanzpunkt des Haupttages, der als Geburtstag der Göttin galt, eine große Procession, an deren Spitze die schönsten Greise mit grünen Oelzweigen in den Händen daherschritten. Hinterher folgte, umgeben von jauchzenden Frauen, ein Wagen in Gestalt eines Segelschiffs; als Segel aber war die Krone des Festes, das Kleid für das Palladion, aufgespannt, an welchem die besten Künstlerinnen mit Weberschiffchen und Nadel unter priesterlicher Aufsicht lange Zeiten gearbeitet hatten. Es war aber auch ein Triumph weiblicher Kunst; die Stickereien stellten Scenen aus der Gigantomachie und andere Ruhmesthaten der Göttin von der Heroenzeit bis zu den Siegen dar, zu denen sie immer noch ihr Volk führte. Um nun dies Kleid fünf Jahre lang in würdigem Zustande zu erhalten, wurde alljährlich zur Zeit der zunehmenden Hitze ein Wasch- und Reinigungsfest gefeiert; dann nahm man unter Gebeten und Ceremonien, während der Tempel abgesperrt blieb, jenes Gewand dem hölzernen Weihebilde ab und wusch es.

(Schluß folgt.) [2753]

Laß ab.

Gedicht von Tennyson. Musik von Louis Ehlert.

Schwermüthig.

Gesang. Wenn mich der Tod ge-raubt, laß mei-ne Gruft von Thränen un-ge-stört, tritt nicht um mein ge-sunk-nes Haupt, den Staub zu quä-len, den du nicht er-hört: dort kla-ge durch den Sturm des Waldhuhns Schrei, du geh vor-bei! Kind, war's dein Irr-thum o-der dei-ne Schuld, gleich-viel! ich bin nun e-lend e-wig-lich, du lie-be, wen du magst, krank vor Ge-duld, sehn' ich nach Ru-he mich! Geh, schwa-ches Herz. Laß mich in mei-nem Grab, laß ab, laß ab.

Piano. pp cresc. f crescendo marcato f fz p ritard. f accelerando f accelerando Vivace. f Ped. Ped.

2754.

Der Staat der Freunde.

Diese Zeilen gelangen vielleicht in den Tagen des großen und o so berechtigten Jubels, im Geräusch und Prunk der Sieges-, Friedens- und Kaiserfeste, in die Hände der Leser. Werden letztere dann in der Stimmung sein, mir in ein stilles Dorf jenseit des Oceans zu stillen Leuten zu folgen? Vielleicht reizt der Contrast; auch beginnt nicht selten, eben wann die Welle uns hoch trägt, eine leise Sehnsucht sich zu regen nach einem Glück, das noch vollkommener, nach einem Triumphe, der noch dauernder ist. Die Schulerinnerungen an die Essener, welche zwei Jahrhunderte vor Christus schon in friedevollen Hütten dem Acker- und Obstbau und der Bienenzucht lebten, in weißen Gewändern wandelten und blutige Opfer verabscheuten, verblassen nicht, gewisse sanfte Worte aus der Bibel tönen immer wieder, wie ein schönes Glockengeläut im Lärm der Straße, an unser Ohr.

Nicht als ob wir behaupten wollten, daß das Völkchen, welches wir im Folgenden schildern, jenes dunkel von uns Allen empfundene Ideal erreicht hätte! Keineswegs. Wir zeigen nur einen der vielen, immer erneuten und bisher immer vergeblichen Versuche, die Religion zum Leben, das Leben zur Religion zu machen. Jene guten Leute haben gewiß nicht den rechten Weg eingeschlagen, aber ihre Ueberzeugung, daß es derjenige sei, auf welchem Christus gegangen, ist eine ehrliche, wenn auch blinde Ueberzeugung.

Das Dorf, wohin wir entbieten, heißt Berg Libanon, liegt unweit vom Hudsonfluß im Staate New-York und ist ein „Zittererdorf", das heißt, die Heimath einer im Cölibat lebenden Gemeinde, wie es deren in den Vereinigten Staaten noch siebzehn gibt: zwei (außer Berg Libanon) im Staate Missouri, vier in Massachusetts, zwei in Neu-Hampshire, zwei in Maine, eins in Connecticut, vier in Ohio, zwei in Kentucky. Das Leben und Treiben dieser Gemeinden hat in W. Heppworth Dixon's berühmtem Buche „Neu-Amerika" eine unparteiische Darstellung gewonnen, welche auf persönlich gemachten Beobachtungen und Erfahrungen begründet ist. Wenn ein Bekehrter, sagt dieser Autor, in die Gemeinschaft der Gläubigen tritt, muß er sich von der Welt zurückziehen, alle Schulden bezahlen, alle Verbindlichkeiten und Pfänder lösen, auf alle Contracte verzichten, alle Testamente und Vermächtnisse aufheben, alle seine Freunde und Verwandten verlassen, als ob er von ihnen durch das Grab getrennt wäre. Wenn er in die Gemeinde aufgenommen wird, betrachtet er nicht länger die Erde als eine Beute, die zu gewinnen, sondern als ein Pfand, das einzulösen ist. Bis jetzt war sie ihm dienstbar, jetzt ist sie sein Genosse und ihm durch himmlische Bande verbunden. Er schaut in die Augen der Natur mit den Augen eines Liebhabers, und die Hauptleidenschaften seines Herzens wenden sich von seinem Gelde und seiner Frau weg und sind jetzt auf den Garten und das Feld gerichtet. Aber er weiß, daß Arbeit allein nicht genug ist; er weiß, daß der Arbeiter seiner Aufgabe würdig sein, daß dieser Fanatismus durch engelgleiche Weisheit geleitet sein muß. Nach den Theorien der Zitterer ist die Welt durch menschliche Leidenschaft verflucht und verdunkelt und muß durch menschliche Liebe wieder für die Schönheit gewonnen werden. Der Mensch läßt die Landschaft lächeln und zürnen; die Pflanze, die du ziehst, wird dir ähnlich werden, und wenn du einen lieblichen Garten haben willst, so mußt du ein liebliches Leben führen. So denken die Zitterer.

Daher kommt es denn, daß zu Neu-Libanon aus einem rauhen Walde, dem Zufluchtsorte der Irokesen und Lenni Lenapes, binnen wenigen Jahren ein Eden geschaffen wurde, wo die Rosen röther, die Bäume grüner, die Hütten zierlicher, als irgend anderswo sind, wo es den Anschein hat, als habe eine tausendjährige Cultur gewaltet.

Die mit Gras bewachsenen Straßen sind still; denn hier gibt es keine Schnapsläden, kein Bierhaus, kein Gefängniß, kein Leihhaus; von den Dutzend Gebäuden, die um Dich her sich erheben — Werkstätten, Scheunen, Tabernakel, Ställe, Kirchen, Schulen, Schlafstellen — ist nicht eins schmutzig oder lärmend, und jedes Haus, zu was für einem Gebrauche es dienen mag, hat gleichfalls das Aussehen einer Capelle. Der Anstrich ist ganz hübsch,

Dielen sind frisch gescheuert, die Fenster spiegelblank. Ein weißer Glanz liegt auf allen Gegenständen, eine ruhige Stille herrscht überall.

Die Leute selbst sind wie ihr Dörfchen. Sie haben eine sanfte Sprache, eine ehrbare Haltung, ein angenehmes Gesicht; sie scheinen nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit der Natur und dem Himmel in Frieden zu leben. Die Männer tragen unter dem leinenen Halskragen keine Cravatte, eine bis zum Hals gehende und bis unterhalb der Schenkel fallende Weste und einen breitgeränderten, meist aus Stroh gefertigten Hut. Die Frauen sind mit einer kleinen Musselinhaube, einem weißen Umschlagetuch, einem sackähnlichen Rocke, der in gerader Linie von der Taille bis zum Knöchel fällt, weißen Strümpfen und Schuhen bekleidet.

Keine Unruhe, keine Anstrengung, keine Drohung ist bemerkbar, denn Nichts wird oder kann in einer Zittereransiedlung mit Gewalt gethan werden. Hier ist Jeder ein freier Mann, diejenigen, welche in die Verbindung traten, kamen ungesucht, diejenigen, welche fortzugehen wünschen, können ungehindert sich zurückziehen. Hier gibt es keine Soldaten, keine Polizei, keinen Richter.

Sie haben auch keine Doctoren unter sich. Frische Luft ist die Arzenei der Zitterer. Jedes Haus — Farm, Scheune, Mühle und Wohnhaus — ist mit Schläuchen, Schwingen, Klappen, Zuglöchern und Abzügen versehen. Die Treppe ist wie ein Trichter gebaut, die Wetterfahne dient als Exhaustor. Oefen nach einem gewissen Muster erwärmen die Zimmer im Winter und haben eine besondere Vorrichtung, vermittelst welcher die Temperatur Wochen lang auf einem und demselben Wärmegrade erhalten werden kann. Männer und Frauen wohnen in Zimmern getrennt, speisen aber an einem gemeinsamen Tische. Wenn ein Mann mit Frau und Kind der Gemeinde beitritt, hören die Gatten auf Ehemann und Ehefrau zu sein und reihen sich als Bruder und Schwester ein.

Die Betten sind so eingerichtet, daß sich das eine unter das andere schieben läßt, so daß, wenn das Zimmer für den Tag vorgerichtet ist, Raum und Luft genug ist. Nichts in diesen Zimmern deutet an, daß die Leute, welche in denselben wohnen, ein Einsiedlerleben zu führen bemüht sind. Alle Damen haben Spiegel, obschon ihnen öfters liebreich gesagt wird, daß sie ihre Herzen gegen das Uebermaß von Eitelkeit wahren möchten. Die „Kleiderordnung" ist auch nur hinsichtlich des Schnittes streng, beschränkt die Damen aber nicht auf ein bestimmtes Material oder eine bestimmte Farbe.

Die Zitterer speisen stillschweigend und zwar um sechs Uhr Morgens, Mittags und sechs Uhr Abends. Das Läuten einer Glocke ruft sie zusammen; sie defiliren in einer einzigen Reihe in das Eßzimmer, und die Frauen schwenken nach der einen Seite des Tisches, die Männer nach der anderen; hierauf fallen sie zu einem kurzen, aber stillen Gebete auf ihre Kniee, setzen sich nieder und essen, wobei sie sich gegenseitig die Speisen reichen. Letztere sind einfach, obschon in ihrer Art sehr gut und wohlschmeckend zubereitet; sie bestehen ganz oder fast ganz aus Producten der Erde: Tomaten, gerösteten Aepfeln, Pfirsichen, Kartoffeln, Kürbissen, Maismehl, gekochtem Mais und dergleichen. Das Getränk ist Wasser, Milch und Thee. Dann gibt es Pasteten, Torten, Zuckerwerk, getrocknete Früchte und Syrupe.

Da während der Mahlzeiten nicht gesprochen wird, so genügen ihnen für dieselben zwanzig Minuten vollständig. Eine Minute später sind die Schüsseln von den Tafeln genommen, die Teller, Messer und Gabeln, die Servietten und Gläser werden gereinigt und geputzt, jeder Gegenstand wird an seinen bestimmten Platz gethan, und die angenehme, wohlthuende Ruhe ist wieder hergestellt.

Der Anfang einer Quäker-Versammlung.

Die Besitzung der Gemeinde von Berg Libanon beträgt beinahe zehntausend Acker des besten Acker- und Waldlandes im Staate New-York. Jeder Mann unter den Brüdern hat ein Gewerbe; manche von ihnen haben zwei, selbst drei oder vier Gewerbe. Keiner unter ihnen darf ein Müßiggänger sein, selbst nicht unter dem Vorwande des Studirens, des Nachdenkens oder der Betrachtungen. Jeder muß seinen Antheil an den Geschäften der Familie nehmen, das Feld bearbeiten, bauen, gärtnern, in der Schmiede schaffen, anstreichen; Jeder muß eine Beschäftigung haben, wie hoch auch immer sein Rang und seine Stellung in der Kirche sein mag.

Das Ende einer Quäker-Versammlung.

Die Damen am Berge Libanon — alle diese Schwestern sind Damen in Kleidung, Manieren, Sprechweise — haben keine Arbeit außerhalb des Hauses zu verrichten; einige von ihnen sind in der Küche beschäftigt, einige warten den anderen auf (eine Pflicht, welche sie der Reihe nach, jeweilig einen Monat lang, übernehmen), einige weben Zeug, einige sieden Früchte ein, andere destilliren Essenzen, andere fabriciren Fächer, und wieder andere Spielzeug.

Ahornsyrup ist ein Artikel, nach welchem große Nachfrage bei ihnen ist; sie bereiten Rosenwasser, Kirschenwasser, Pfirsichwasser, sie nähen, singen, lehren die Kinder, und zwar zählt ihre Schule zu den besten im Staate.

In ihrer Körperschaft kann Niemand geboren werden, ebensowenig wie ein Mitglied ihrer Kirche heirathen kann. Es gibt Examinanden und Verbündete. Zu ersteren gehören Männer und Frauen, welche auf einige Zeit beigetreten sind, um zu sehen, ob sie in Wahrheit berufen seien. Auf dieser ersten Stufe der himmlischen Probe behalten die Leute ihre Privatbesitzthümer und stehen nicht ganz außer jeder Beziehung zu der „heidnischen" Welt. Von Leuten der zweiten Stufe aber kann man in der That sagen, daß sie das Gelübde der Keuschheit abgelegt und zum Guten oder Bösen ihr Loos mit dem der Brüder vereinigt haben. In ihrer Socialökonomie wie in ihren moralischen Gesinnungen folgen diese Zitterer den alten Essenern. Sie trinken keinen Wein, sie essen kein Schweinefleisch. Sie leben auf dem Lande und fliehen die Gesellschaft in Städten. Sie cultiviren die Tugenden, Enthaltsamkeit, Klugheit, Demuth. Sie legen keine Eide ab, gehorchen den Gesetzen, vermeiden Zwiespalt, verdammen den Krieg. Sie behaupten, mit den Todten in Verbindung zu stehen. Sie glauben an Engel und Geister, nicht als ein theologisches Dogma, sondern als an eine wirkliche, menschliche Thatsache. Demzufolge behaupten sie auch, daß alle Gesänge und Märsche, welche sie bei ihrem Gottesdienste benutzen, durch Träume und Offenbarungen gelehrt sind.

Dixon sagt, daß er selten eine Musik von besserer Wirkung ihrer Art gefunden, als in der Kirche am Berge Libanon, das heißt, in jenem regelmäßigen, weißen Holzgerüst, mit einem Dache wie ein Dampfkessel, in welchem der öffentliche Gottesdienst der Gemeinde allsonntäglich mit Gesang und — Tanz gefeiert wird. Unser Gewährsmann führt sogar eine der Hymnen an, zu welcher die vier- bis fünfhundert Zitterer, Männer und Frauen, ihren kirchlichen Umzug halten:

Wir ziehen nach den elysischen Feldern
Ins herrliche Land der Geister!
Wir lassen alle Erdenfreuden,
Alles Vergnügen zurück.
Denn unsere Seelen streben aufwärts
Nach dem himmlischen Lande,
Wo durch die Macht der Wahrheit und Liebe
Die Heiligen als Sieger erscheinen.
Das Murmeln der Wellen
Von der aufgeregten See der Zeit
Kann nie erreichen die friedlichen Ufer
Dieses reinen, glücklichen Landes.
Wo Engel die Banner der Liebe sanft schwingen,
Und die Heiligen über Tod und Grab triumphiren.

Unglückliche! Verirrte! Aber beinahe möchte man sagen: Glückliche Unglückliche! weise Verirrte! Jedenfalls können wir — wie ja in jedem Irrthum ein Wink für die Wahrheit ist — auch von ihnen Manches lernen. „Sie geben sich unendliche Mühe," sagte Dixon zu einem im Obstgarten beschäftigten Zitterer. — „Ach Bruder Heppworth," erwiederte dieser, „Du siehst, wir lieben unsern Garten."

[2759]

Zwei alte Bekannte.

Eine Episode, erzählt von M. d'J.

Unter der Menschengruppe vor dem Schaufenster einer Kunsthandlung steht eine schlanke Dame im einfach dunklen Anzug, den kurzen Schleier herabgelassen, die Rechte auf einen leichten Regenschirm stützend, ihren treuen Begleiter auf Berufswegen bei schlechtem oder zweifelhaftem Wetter. Nahe der Dame, aber mehr im Hintergrunde, hält sich ein ältlicher Herr, dessen hohe Gestalt übrigens von den Jahren ungebeugt scheint, ebenso wie das Gesicht wenige von der Hand der Zeit gezogene Linien zeigt; nur das volle Haar und der schmale Bart sind von jenem schimmernden Silberweiß, in welches bei vorgerücktem Alter das Goldblond überzugehen pflegt. Der vornehm und militärisch aussehende Herr, im modernen Civilkleid, betrachtet weniger die Bilder der Kunsthandlung, als die seitwärts von ihm stehende Dame mit dem Regenschirme, an deren Seite er nun zu gelangen trachtet. Doch der Schlag der Domuhr ist für diese Dame ein Signal, dem sie unverzüglich Folge leisten muß, weil es sie zur Unterrichtsstunde in eine nahe Straße ruft. Sie wendet rasch ihren schmalen, gut beschuhten Fuß, um fortzugehen und findet sich zu ihrem Erstaunen daran gehindert durch den früher unbeachteten ältlichen Herrn, der ihr den Weg vertritt. Mit einem kurz betonten „Erlauben Sie" will sie an dem Herrn vorübereilen, der sich nun tiefer beugt, um den fatalen Schleier zu durchdringen.

„Sind Sie es denn wirklich?" fragt er und bannt mit diesen Worten die Dame plötzlich ohne Widerstand fest. Der Ton seiner Stimme klingt ihr so bekannt ins Ohr und weckt Erinnerungen in ihrer Seele, die lange, lange schliefen. Sie blickt hastig auf und starrt in das Gesicht des Mannes.

„Erkennen Sie mich gar nicht mehr?" sagt er mit sanftem Vorwurf; doch schon hat die Angeredete sich gesammelt und in den Zügen des alten Freundes orientirt, rascher, als er es bei ihr im Stande gewesen. In die Hand, welche er bei seiner zweiten Frage ihr hingereicht, legte sich ohne Zaudern die kleine Hand der Dame, und im herzlichen Schütteln der seinen ging das Zittern der ihrigen unter. Beide traten aus dem Gewühl der Stehenden und Vorübergehenden und schlugen um die Ecke den Weg nach einer stillern Straße ein. Was hatten sie sich nicht Alles zu erzählen — womit sollten sie beginnen und wann enden? Jedoch da war das Haus schon erreicht, wo man die Dame zu einer Sprachstunde jetzt erwartete. Eine fashionable Straße und ein großes Haus; den Herrn beruhigte das gute Aussehen beider, er dachte, daß seine Begleiterin hier wohne. „Wann darf ich Sie aufsuchen; denn wir haben ja kaum angefangen, zu erzählen?" fragte er angelegentlich. Die Dame sann einige Augenblicke nach, denn freie Tage und Stunden hatte sie nur wenige. Dann nannte sie ihm die passende Zeit, holte aus einem kleinen Notizbuch ihre Adreßkarte und legte sie in die Hand des alten Bekannten, der sich dabei die ihrige nicht entschlüpfen ließ, um sie an seinen weißen Schnurrbart zu drücken. Nach kurzem Abschied trat sie dann in das hohe Thor und der Begleiter blieb noch einen Augenblick stehen, um die schlanke Gestalt auf der Treppe verschwinden zu sehen. Dann wandte er sich zum Rückweg und betrachtete die Karte in seiner Hand. „Johanna Köhler" und ein entfernter Stadttheil sammt der Straße und Nummer des Hauses war darauf zu lesen. „Also nicht hier, sondern in der Vorstadt, wo es billige Wohnungen gibt," sprach der alte Herr seufzend zu sich und setzte gedankenvoll seinen Weg fort. —

Die Poesie der Dachstübchen ist zu lange ein beliebtes Thema der Erzähler gewesen, und will ich keine neue Variation liefern. Auch wohnte Fräulein Johanna Köhler noch nicht in der unmittelbaren Nachbarschaft des Himmels, sie hatte noch einen Miethsmann über sich. Demungeachtet lag die kleine Stube ein gut Theil über dem Meeresspiegel, und Johanna entbehrte des Vergnügens nicht, über eine Reihe Dächer in die blaue Ferne zu schauen, wohin man bekanntlich so gern alle Wünsche und Träume verlegt.

Freilich genoß sie nur wenige Stunden am Tage die Annehmlichkeiten ihres erhabenen Wohnsitzes, weil sie die meiste Zeit in fremden Häusern oder auf der Straße verbrachte, dort Lectionen ertheilend, hier auf dem Wege von der einen Schülerin zur anderen. Heute aber war sie zeitig schon in Bewegung, um — wir müssen es sagen, auf die Gefahr hin, dem poetischen Eindruck unserer Heldin von vornherein die Spitze abzubrechen — mit Staubtuch und Federwisch ihre kleine Häuslichkeit in Ordnung zu bringen und daheim zu bleiben. Die Morgensonne spiegelte sich in den glänzend polirten Möbeln — Alles ist nett und freundlich, aber keineswegs ist die Ausstattung neu oder elegant. Alles in dem Stübchen hat vielmehr seine beste Zeit schon gehabt, aber Jegliches ist wohlerhalten, geschont, und der Hauch von Reinheit und Ordnung liegt auf dem Ganzen. Die Bewohnerin des Gemachs selbst gehört mit zu dem Ganzen, als der edelste Theil desselben, ohne Zweifel — freilich auch insofern, daß Fräulein Köhler ebenfalls nicht mehr jung ist. Der feine Fuß, die schlanke Gestalt haben dich vielleicht irregeführt, meine Leserin, und nun erschrickst du vor der unangenehmen Entdeckung eines alten Gesichts. Beruhige dich — ich weiß wirklich nicht, ob du das feine Profil, welches sich jetzt über ein Körbchen mit Blumen beugt, in so scharfem Contrast zu jenen Maiglöckchen und Veilchen finden würdest. Eine volle Rose möchte ich nicht an die schmale, blasse Wange bringen, aber dunkles Violet und gedämpftes Weiß stehen diesem Gesicht ganz wohl, welches große dunkle Augen fast noch jugendlich beleben. Muß denn aller Zauber nur in der Jugend liegen? Haben nicht der sinkende Tag, der milde Herbst auch ihre Reize?

Ueberall im Zimmer herrschte schon die beste Ordnung, und der Besuch konnte kommen; aber es war noch lange nicht die bestimmte Stunde. Fräulein Johanna's Erwartungsfieber eilte der Zeit voraus, und sie hatte doch so viele Jahre den Besuch nicht erwartet, nur gedacht, ob er wohl noch einmal im Leben käme? Mißmuthig, wie man es in Stunden ist, die hingebracht werden müssen, und wo Alles tödtlich langweilt, das sie ausfüllen soll, setzte sich Johanna an ihren kleinen Schreibtisch und blätterte in einem Notizbuch weit zurück bis zu einem blassen getrockneten Blümchen, welches zwischen den Seiten lag. Hier begann sie zu lesen, Blatt auf Blatt wandte sie rasch um und war bald so vertieft, daß sie ordentlich aufschrak, als endlich sich leise die Thür öffnete, und eine wohlbekannte weiche Stimme fragte: „Komme ich zu früh?" Unter der Thüre stand die hohe Gestalt des ältlichen Herrn, und Fräulein Johanna reichte ihm ihre Hand hin, die er ergriff, aber zu küssen vergaß, weil er nun erst recht und voll in ihr Gesicht sah. Auf der Straße ließ ihn der Schleier die Züge nur errathen, jetzt gab es keine Hülle, keinen Schutz mehr, und er war bald zu Hause in dem lieben Gesicht, wenn auch dessen Jugendfrische geschwunden war, und seine Formen eine gewisse Schärfe zeigten. Hätte er, deshalb eben, sich aber auch nicht zurecht gefunden, so mußten ihm doch die dunklen Augen auf die alte Spur leuchten, deren warmes Licht anheimelnd in seine Seele drang. Und auch das Lächeln, welches ihm einen flüchtigen Anblick der noch schönen, dichtgereihten Zähne bot, sprach so vertraut zu dem alten Bekannten, daß es ihm das Herz verjüngte. Auf zwei Fauteuils am Fenster, ein Arbeitstischchen zwischen sich, saßen die Beiden jetzt und schwiegen, in Erinnerung versunken. Es war fast zwanzig Jahre her, daß sie das letzte Mal auf denselben Lehnstühlen, an demselben Tischchen gesessen, aber anderswo und unter anderen Verhältnissen. Auch über diese beiden Menschen war die Zeit nicht spurlos dahin gezogen, obgleich ihr Fittig den dunklen Scheitel der Dame nicht berührt zu haben schien, während er das dichte Haar des Mannes gar mächtig gebleicht hatte. Doch lag auch ein beträchtlicher Abstand der Jahre zwischen ihnen; er, der damals in der Vollreife des männlichen Alters gewesen war, konnte nun schon fast ein Greis heißen, sie aber, damals ein blühendes Mädchen, hatte die frischen Reize der Jugend seitdem allerdings verloren, doch konnte man sie keineswegs „gealtert" nennen. Was nur immer sich conserviren läßt von der äußeren Erscheinung, selbst über manche rauhe Lebensstürme hinweg, das hatte sich Fräulein Johanna in wunderbarem Maße zu erhalten gewußt, Dank ihrer kräftigen und elastischen Natur.

Seit jenen zwanzig Jahren wußten die Beiden nur wenig voneinander, so nahe sie sich ehemals standen. Er war der Waffengefährte ihres Vaters gewesen und wurde ihr Vormund, als sie verwaist im Hause ihrer Tante lebte. Es hätte ein näheres Bündniß daraus werden können, ja sollen, aber die Welt hatte ihre Zweifel. Er wäre zu alt für sie; auch war die Tante ihm nicht gewogen, und seine hochgeborene Familie wollte von der Heirath mit einer Bürgerlichen ebenfalls Nichts wissen. Böse Zungen mischten sich überdem noch darein, und so waren sie halb schon auseinander, als die Kriegstrompete dazwischen blies und sie auch über das letzte Schwanken und den Abschied hinwegriß. Aber doch war es keine feindliche Trennung; sie glaubten nur das Vernünftige und Rechte zu thun, wenn sie sich den Umständen fügten. Beide blieben unvermählt. Sie erzählte ihm jetzt, wie die Tante vor acht Jahren gestorben, und sie in die große Stadt gezogen sei. Es kam auch heraus, daß die Lectionen ihre Zeit und — ihre Kasse ausfüllen mußten; sie sprach indeß ruhig und ohne Klage über diese Verhältnisse. Die Tante hatte eine Leibrente, aber kein Vermögen gehabt. Nach ihrem Tode blieb der Nichte nur ihr eigenes kleines Kapital, was allein zum Lebensunterhalt nicht ausgereicht haben würde. Der Vormund hatte ihre Finanzen natürlich gekannt, aber nicht jene der Tante, er dachte Johanna als ihre unzweifelhafte Erbin vor jeder Existenzsorge gesichert. Daß er im Irrthum gewesen, traf ihn peinlich, that so weh! Die Reihe zu erzählen, war nun an ihm. Das Leben des alten Soldaten führte von einem Kriegszug in den anderen, bis endlich die Kugel kam, welche ihn zwang, den Dienst zu verlassen. Noch steckte das böse Blei im Beine, das er nur mit Anstrengung gebrauchen konnte, und das oft schmerzte. Johanna dachte jetzt mit Kummer an ihre hohen Treppen. „Wie muß Sie das Emporsteigen zu meinem Wolkensitz ermüdet haben!" sprach sie theilnehmend. „Aber ich bin damit dem Himmel näher gekommen," antwortete er in seiner alten Weise und lächelte, indem er ihr über dem Tische die Hand bot. Unbedenklich legte sie die ihre hinein; was war auch für die alten Bekannten zu bedenken? Die neununddreißig Lenze und der weiße Schnurrbart konnten es schon verantworten. Immer weiter plauderten sie von alter und neuer Zeit, von ihren beiderseitigen vereinsamten Lebenswegen; aber da lauteten ihre Bekenntnisse verschieden. Der alte Soldat klagte weich über die Leere seiner Tage, über das nüchterne, ewig schweigsame Zuhause, das Alleinsein in der weiten Welt und thatenlose Hinaltern. Das Fräulein hatte keinen Seufzer für ihr Alleinstehen. Ihr Beruf führte sie täglich unter Menschen, und auch außerhalb der Lectionen gab es noch manches gesellige Wort im Verkehr mit den Schülern und ihren Familien. In einem Hause nahm sie an Stelle des Stundengeldes den Mittagstisch; das überhob sie der Beschwerde wiederholter Wanderungen vom Mittelpunkte der Stadt nach ihrer Wohnung und nochmals von da weg. Um Sechs des Abends war die letzte Stunde gegeben, und kehrte Fräulein Köhler in ihr Heim zurück. Hier oben lachte doch Alles traut sie an, wenn sie, müde von den vielen Treppen, zuletzt noch ihre eigenen überwunden hatte und nun in ihr Stübchen trat. Das Geräusch der Straße tief unten drang eben nur so laut herauf, um ein sympatisches Gefühl der Menschennähe zu geben, aber es störte nicht im Lesen, Schreiben, Denken und — Schweigen. „Selbst eine Dame lernt das letzte schätzen, wenn sie den langen Tag über Sprachlectionen geben muß," sagte sie lachend. Sie beschrieb auch dem alten Freunde ihre gemüthlichen Thee-Abende; wie es im kleinen Kessel dort auf dem Schranke brodelt, und sie bei ihrer dampfenden Tasse und der Butterschnitte sitzt, eine Zeitung lesend, die sie sich auf dem Heimweg mitgenommen. Der Oberst hörte melancholisch, die Brauen zusammengezogen, diese Schilderung der ihm unverständlichen Reize der Einsamkeit. „Man könnte Sie fast um dieses abendliche Stillleben beneiden, wenn Sie sich wirklich so glücklich darin fühlen," warf er beinahe empfindlich hin und spielte mit der Scheere, die auf dem Tischchen lag. „Warum immer hohe Prätensionen machen?" antwortete sie. „Warum will Niemand einfach sich genügen lassen? Ein wenig Luft, Licht, Sonne, ein freundliches Plätzchen, wo man nach gethaner Arbeit Herr ist seiner selbst, das kann doch auch Ruhe und Zufriedenheit geben — die Meisten wissen nur Nichts davon." „O, die Frauen!" rief er halb im Tone des Vorwurfs. „Ich bin nicht so stolz oder nicht so genügsam, wie Sie, Johanna; ich bekenne, nie einen Augenblick solcher Zufriedenheit zu haben, weder in der Welt, noch in meinem einsamen Hause. Wie aber, wenn Sie krank würden, so allein ohne eine Menschenseele, die um Sie sorgt, Sie pflegt und behütet?" Sie erwiederte seinen ängstlichen Blick mit einem ruhigen Lächeln.

„O, ich bin nicht in der Wüste! Hier nebenan wohnt eine freundliche alte Wittwe, von welcher ich dies Zimmer gemiethet. Sie ist eine treue Nachbarin und würde nicht vergessen, den Arzt oder den Geistlichen zu holen, wenn ich des Einen und Andern einmal bedürfte. Aber ich bin gesund," schloß sie heiter, „und denke selten an solche Möglichkeiten, die mich übrigens auch nicht schrecken. Die Tochter eines armen Soldaten wird von wenig Ballast ans Leben gefesselt, da fällt das Scheiden nicht schwer." Er nannte das eine traurige Marschbereitschaft. Sie erwiederte, daß es nur die sorglose Ruhe eines leichtbepackten Wanderers sei, der, das Ränzel neben sich, im Grünen liegt und seinen Imbiß verzehrt, unbekümmert der Dinge, die da kommen können. „Ich bin alt, müde und krank — da ist man kein frischer Wanderbursch mehr," sprach er trübe vor sich hin. „Die böse Kugel da," und er klopfte heftig mit dem Stock an seinen Fuß, „macht mir oft viel zu schaffen — und sehen Sie hier," dabei schob er das dichte Haar an der rechten Seite der Stirn von einer tiefen Narbe über der Schläfe. „Dieser Lanzenstich gibt mir tolle Schmerzen bei schlechtem Wetter. Dann bin ich ein Jammermann in meiner einsamen Klause — und fühle mich durchaus nicht zufrieden und behaglich, wie Sie. Der Doctor sagt, ein solcher Sturm im Kopfe könnte mich einmal niederwerfen, daß alle Schmerzen damit ein schnelles Ende hätten; aber so gut wird mir's nicht, mit meiner zähen Natur, da ist man wie der ewige Jude." Er war rasch aufgestanden nach den bittern Worten und faßte ihre Hand zum Abschied. Sie besprachen das Wiederkommen. Johanna hatte leise Bedenken wegen der vier hohen Treppen. „Dafür kann ich mich ausruhen hier oben bei Ihnen, wie nirgend in der Welt! Gönnen Sie mir das doch," sagte er wehmüthig. Wie er durch das Zimmer schritt, blieb er vor einem Bilde, das über dem kleinen Schreibtisch hing, stehen und berührte, sich mit der Hand auf den Tisch stützend, zufällig das Notizbuch, worin Johanna gelesen, als er kam. Sie fühlte die Röthe heiß in ihre Wangen steigen gleich einem jungen Mädchen. Nicht um die Welt hätte sie es ertragen, daß er ein Blatt in diesem Buche lese, dessen Berührung durch ihn schon einen Sturm in ihr erregte, obwohl sie wußte, daß er es nicht öffnen würde. Das Bild stellte ein Zimmer dar. „Ach, das ist die Wohnstube von ehemals," sagte er, „ich erkenne Alles darin wieder." Einen Moment blieb er noch vor dem Bilde, dann entfernte er sich rasch; unter kräftigem Händedruck versprach er baldiges Wiederkommen. Fräulein Johanna mahnte dringend zur Vorsicht auf der steilen Treppe, und die Thüre schloß sich hinter dem wieder belebten und verschwundenen Jugendtraum.

Am Abend dieses Tages saß der Oberst an seinem Tisch und schrieb bis spät in die Nacht hinein. Als er auf dem letzten Blatt zu Ende gekommen war und Alles in einen Umschlag gelegt und versiegelt hatte, seufzte er erleichtert auf. „Nun kann ja der Sturm kommen," sprach er zu sich, fügte aber heiter hinzu: „oder auch mein zweiter Frühling!" und schloß den Schreibtisch.

Fräulein Köhler saß an demselben Abende vor ihrem Theekessel, fühlte heute aber keine Befriedigung in der Einsamkeit. Sie stand bald wieder auf von ihrem einfachen Abendessen und fing ebenfalls in das alte Notizbuch zu schreiben an, damit so lange fortfahrend, als ihre kleine Lampe brennen wollte.

Das Wetter wurde schlecht, und an dem Tag, wo Johanna den Obersten wieder erwartete, war es ganz abscheulich. Der Regen strömte herab, durch den Wind, der eisig aus Nordwesten blies, in schräge Linien gepeitscht. Der süddeutsche Frühling hatte seine ganzen Launen und Unarten losgelassen, um aller Welt das Ausgehen zu verleiden. Denen, die doch ausgehen mußten, nützten ihre Schirme kaum Etwas, mit welchen sie an einander stießen und um das Gleichgewicht kämpfen mußten auf dem glatt gewaschenen Trottoir. Johanna Köhler befand sich nach Beendigung ihrer Lectionen auf dem Heimweg. Sie hatte die Vorstadt eben erreicht und kaufte sich an der Ecke der Hauptstraße einen Blumenstrauß, um ihr Zimmerchen damit auf alle Fälle duftig zu schmücken. In ihrem Regenmantel schauernd, dachte sie wegen des schlechten Wetters besorgt an den alten Freund und zweifelte, ob er kommen würde. Darüber vergaß sie nicht ihre Alltagsgewohnheit, auch ein Zeitungsblatt sich nach Hause mitzunehmen. Sie steckte das Blatt frisch und feucht von der Presse in die Tasche, voll Sorge um ihren Blumenstrauß, der sich mit dem Griff des Regenschirms in einer und derselben Hand nicht vertragen wollte. Die Hauptstraße vor ihr war mit Menschen angefüllt, mehr, als gewöhnlich, es mußte einen besonderen Grund haben. Dumpfe Musikklänge und der Geruch von Pechfackeln überzeugten sie, daß es dem Gepränge eines Leichenzugs gelte, welchem die schausüchtigen Massen nachströmten. Der Schall gedämpfter Trommeln und die ihrem Auge noch wahrnehmbaren wehenden Flöre der Fahnen des militärischen Conducts, beklemmten Johanna's Herz ganz eigen; sie war froh, in ihre Straße einbiegen zu können. Hier verlor sich der dumpfe Laut der Trommeln und nur einzelne hellere Klänge des Trauermarsches drangen noch schwach herein in die ruhige Straße. Fräulein Köhler ging langsam bis an ihr Haus und stieg ihre Himmelsleiter wie mit Centnern beladen hinan. Weder der Regenschirm, noch der Blumenstrauß konnten so bleischwer sie belasten, und das Blatt Papier in ihrer Tasche konnte es doch auch nicht sein, was ihr den Athem benahm und das Herz klopfen machte, bis sie die letzte Stufe erreichte. Im Zimmer war es kalt. Sie hatte das Fenster offen gelassen, feuchte Zugluft wehte sie an beim Eintritt. Rasch schloß sie das Fenster und warf ihre nassen Gewänder von sich, um durch Trockenheit und Wärme sich das fröstelnde Unbehagen zu verscheuchen. Er wird wohl nicht kommen; sie will es auch gar nicht wünschen bei solchem Wetter, aber doch rückt sie die Lehnstühle zurecht und ordnet die Blumen hübsch in einem Körbchen; dann setzt sie sich ans Fenster. Die Klänge des Trauermarsches drangen plötzlich wieder zu ihr herauf, als der Zug am anderen Ende der Straße nochmals mehr in die Nähe kam. Ihr wurde so schmerzlich bang zu Muthe. Bewirkten dies blos die melancholischen Töne jener Musik? Das dürfte der nüchterne Verstand ihr doch kaum erlauben. Leute, welche einen Haupttheil ihrer Zeit mit Unterrichtsstunden verbringen müssen, sind an eine ziemlich rauhe innere Disciplin gewöhnt und können sich den Luxus weicher Stimmungen selten erlauben. Johanna hätte in diesem Augenblick weinen mögen, aber sie fand es sehr unpassend, den Besuch, wenn er doch vielleicht käme, mit rothgeweinten Augen zu begrüßen. Käme der Oberst aber auch nicht, so wäre es doch nutzlos, über die Vergangenheit, und thöricht, über eine gleichgiltige Zukunft zu weinen, und was die Gegenwart betraf, so hatte sie ja eine wirkliche und herzliche Freude durch die Wiederbegegnung mit dem alten Freunde, es gab also keine vernünftige Ursache zum Trübsinn.

Da fiel ihr Auge auf die mitgebrachte Zeitung — die konnte sie zerstreuen, also griff sie hastig danach. Ungeduldig schlug ihre Hand die Blätter auseinander. Der schwarze Rand, welcher einige Zeilen umgab, bannte ihren Blick; er wurde starr im Lesen, die Hände falteten sich zitternd über dem Blatt, und die Stirn sank auf die Hände, während ein krampfhaftes Zucken durch den Körper ging.

Jeden Abend kam das Dienstmädchen der alten Nachbarin und Miethswirthin Johanna's, um ihr einen Krug frischen Wassers zu bringen und sonst nach ihren Bedürfnissen zu fragen. Tina fand das Fräulein noch über der Zeitung liegend und lief, erschreckt, keine Antwort zu erhalten, nachdem sie Johanna angerufen, zu ihrer Dienstfrau, um ihr des Fräuleins befremdlichen Zustand zu berichten. Die gute alte Nachbarin kam auch gleich

herüber und sah, daß Johanna in einer Ohnmacht sei. Während sie ihren Kopf zu erheben suchte, kam dieselbe wieder zu sich und bat, zu Bette gebracht zu werden. Dies geschah sofort, und auch nach dem Arzt wurde gleich geschickt. Er fand die Erkrankte in Fieberhitze und Frost, während sie irre redete; so konnte er sie nicht befragen, er nahm aber ein typhöses Fieber wahrscheinlich in Folge einer Erkältung an. Indem die Nachbarin Johanna's Sachen aufräumte; fiel ihr Blick auf die Zeitung, in der, wie sie sich ganz richtig dachte, Jene zuletzt noch gelesen haben mochte. Es schien der guten Frau nichts Besonderes darin zu stehen, worüber man erschrecken konnte bis zum Ohnmächtig werden. Die schwarz umränderten Zeilen, auf welchen Johanna's Stirn gelegen hatte, enthielten die Anzeige von dem raschen Ableben des Obersten v. B., dessen Name der alten Wittwe ganz fremd war; sein Begräbniß mußte, dieser Angabe zufolge, vor einigen Stunden vor sich gegangen sein. Der Verwandte Fräulein Köhler's war er wohl nicht gewesen, sie hatte nie von einem solchen gesprochen. Damit beruhigte sich die gute Nachbarin und besorgte die Pflege der Kranken mit menschenfreundlichem Eifer. Noch während der Zustand derselben nur wenig Besserung zeigte, erging die gerichtliche Aufforderung an sie, als das im Testamente des verstorbenen Obersten v. B. zur Haupterbin ernannte Fräulein Johanna Köhler sich zu legitimiren. Das umdunkelte Bewußtsein der Schwerkranken ließ nicht zu, daß man ihr sofort Meldung von der Sache machte, doch selbst als Besserung und klares Verständniß wieder eintraten, wagten der Arzt und die alte Nachbarin nicht die Mittheilung, aus Furcht, eine solche Nachricht von unerwarteter Erbschaft könne auf die Patientin erschütternd und schädlich einwirken. Die Wittwe meinte aber endlich, der Verstorbene sei wohl nur ein alter Freund von des Fräuleins Vater gewesen, und da werde die Trauer um ihn vielleicht doch aufgewogen werden von der Freude darüber, daß nun ihr kümmerliches Leben plötzlich ein Ende nehme. Nach in ihrem Sinne geschickter Vorbereitung unterrichtete also die gute Alte das Fräulein von dem Geschehenen. Johanna hatte die Erinnerung an die Todeskunde in der Zeitung durch alle wirren Phantasien hindurch mit in das wieder lichte Bewußtsein hinüber genommen. Sie hörte die Mittheilung äußerlich mit weniger Aufregung, als die Nachbarin erwartete, aber sie schloß die Augen, ohne zu antworten, und wie im Fieberschauer erzitterten ihre Glieder. Das käme wohl Alles nur von der Schwäche und der Freude, beruhigte sich die Alte, das Fräulein werde sich schon erholen und an das Glück gewöhnen. Aber Johanna erholte sich nur langsam und gewöhnte sich nicht an die Freude. Sie blickte müde und wehmüthig, wenn sie beglückwünscht wurde, und schien an Nichts mehr rechten Antheil zu nehmen. Mit Bewilligung des Arztes ließ sich endlich auch der Testamentsvollstrecker, ein alter Bekannter des Verstorbenen, bei ihr melden, und sie empfing ihn gerne. Sie sehnte sich so sehr, Etwas von den letzten Lebensstunden ihres großmüthigen Freundes zu erfahren, dessen einziger und letzter Gruß nur das Vermächtniß war. Sie fühlte Zutrauen zu dem alten Kriegskameraden des Obersten, der ihr jetzt von ihm erzählte, als kenne oder errathe er die Herzensbeziehung, in welcher sie einst zu einander gestanden, während er doch tactvoll und zart immer nur den ehemaligen Vormund nannte. Nur zwei Tage war der Verblichene krank gewesen. Ein gefährliches Kopfleiden, welches die Stichwunde immer befürchten ließ, ging sogleich in Bewußtlosigkeit und Delirium über. Am anderen Tage trat Gehirnlähmung ein und damit der plötzliche Tod. Der Oberst konnte sich nicht mehr äußern vom Augenblick seines heftigen Erkrankens an, und der durch den rathlosen Diener herbeigerufene Freund, sowie die Aerzte konnten Nichts mehr thun, als bei dem Bewußtlosen bleiben, bis er gestorben. Johanna hörte mit heißen Thränen, die sie vor dem alten General nicht verbarg, den militärisch knappen Bericht von den letzten Tagen ihres beiderseitigen Freundes. Aber sie hatte noch eine Bitte. Die treue Liebessorge, ihr künftiges Leben durch das Vermächtniß von allem Druck zu befreien, fühlte sie in tiefster Seele und mochte ihm gerne Alles danken, aber es verlangte sie nach einem kleinen persönlichen Andenken, das er ihr gewiß bestimmt hätte, wäre sein Tod nicht so plötzlich eingetreten. Auch dafür wußte der freundliche alte General Rath. Alle Effecten des Verstorbenen waren in den Besitz seines einzigen Verwandten, eines reichen Majoratsherrn übergegangen, nur eine Mappe mit Briefen und Schriften seines Freundes erhielt der General, weil sie als ihm gehörig von jenem bezeichnet war. In der Mappe befand sich auch eine Zeichnung von des Obersten Hand, diese wollte der General Fräulein Köhler abtreten. Johanna freute und sehnte sich mit Schmerzen nach dem Blatt, und es wurde ihr nächsten Tags schon zugesendet. Die leichte Bleistiftzeichnung stellte eine hübsche Waldpartie dar, fremde Blicke konnten in ihr allerdings Nichts weiter sehen, als eine gute Arbeit; Johanna's Augen aber hingen daran fest, während Thränen über ihre bleichen Wangen rollten. Sie kannte das Plätzchen — es lag fernab in einer anderen Gegend, und fern lag auch die Zeit, da sie dort geweilt hatte; doch hafteten an ihm ihre liebsten Erinnerungen, und so war die Zeichnung des todten Freundes eine Reliquie aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit.

Auch nachdem Fräulein Köhler ihr Erbe schon angetreten hatte, und der Druck der Lebenssorgen von ihr genommen war, kehrte die Freude nicht wieder bei ihr ein. Mit herber Wehmuth nur gab sie das Stübchen auf, in dem sie manche Jahre ruhig beschränkten Genügens verlebt, das der Schauplatz ihrer einzigen und letzten Freude war, welches der Freund noch betreten und gekannt. Auch von der treuen, alten Nachbarin trennte sie sich ungern — aber sie erfüllte den im Testament ausgesprochenen Wunsch, sie möge allen Mühen und Entbehrungen ihrer früheren Existenz sich entziehen. Ihr Geist hatte ebenso die Spannkraft verloren, wie ihr Körper. Ihre einstige unerschütterte Gesundheit kehrte nicht zurück, so ernstlichen Willen, sie wieder zu gewinnen, Johanna auch hatte. Die alte Nachbarin bedauerte aufrichtig das arme Fräulein, welches auf dem neuen sanften und bequemen Lebensweg dahinsieche und recht eigentlich an der Freude und dem Glücke sterben müsse, während sie im Ungemach und in den Beschwerden ihrer frühern Tage ohne Schaden durch Sturm und Regen dahinschritt.

Es fällt mir nicht ein, aus dem Lebensende eines weißbärtigen alten Herrn und einer Dame von neununddreißig Lenzen eine romanhafte Geschichte machen zu wollen. Beide haben sich nach der kurzen Knospenzeit unaufgeblühter Gefühle die besten Jahre ihres Lebens auf dem rauhen Felde praktischer Berufs- und Erwerbsthätigkeit müde getummelt. Die spätere zufällige Wiederbegegnung ließ sie wohl hoffen und erkennen, daß sie in der einst verfehlten Vereinigung sich noch einen schönen Lebensabend bereiten könnten. Es ist zu bedauern, daß sie dies nicht erreichten. Das irdische Besitzthum, welches sie nicht theilen sollten, kam nun Johanna Köhler in ihrem längern Siechthum noch zu gute und fiel nach ihrer letztwilligen Verfügung einer Stiftung für Invaliden und deren Wittwen und Waisen zu. [2757]

Wenn der Mann schreibt.

Ich glaube, in meinem Schreibtisch steckt ein böser Geist. Zwar sah ich ihn noch nie im Zwielicht einer Mondnacht aus dem Dunkel des Mahagonyholzes emporsteigen, um mir das Dintenfaß umzuwerfen, das Papier zu zerreißen, Briefe zu verstecken oder dergleichen Unthaten mehr zu vollführen, trotzdem muß ich annehmen, daß ein tückischer Kobold dort seinen geheimen Wohnsitz aufgeschlagen habe, denn sowie ich an dem Schreibtisch sitze, verwandle ich ruhiger, sanftmüthiger, vielgeduldiger Mensch mich, wie meine Frau sagt, in einen gelinden Wütherich.... Der verehrte Leser wird aus diesem feindiplomatischen Ausdruck entnommen haben, daß ich nicht nur mit einem besseren Selbst versehen bin, sondern daß dies auch noch nicht seit sehr langer Zeit stattgefunden haben kann, und diese meine edlere Hälfte hat zu ihrem Erstaunen die oben bemeldete Erscheinung ebenfalls an mir wahrgenommen. Die geringste Störung, während ich schreibe oder denkend am Schreibtisch sitze, und ein gewaltiges Brummen oder ein grausiges Donnerwetter rollt von meiner Seele. Deshalb geht meine liebe Frau stets auf den äußersten Fußspitzen, sobald sie meinen breiten Rücken und gebeugten Kopf am Schreibtisch sieht. Aber nicht nur meines Schreibtisches, auch meiner schüchternen lieblichen Frau scheint sich ein Kobold bemächtigt zu haben. Denn sie ist sonst so klug, so fein berechnend, sie hat alle meine Eigenthümlichkeiten so genau beobachtet und sich ihr Verhalten danach eingerichtet, daß ohne die Annahme eines böswilligen Koboldes das Räthsel nicht zu erklären wäre. Sowie ich nämlich an meinem Schreibtisch sitze, und meine Frau die Feder eifrig über das Papier kritzeln hört, springt jedesmal, geradezu gegen ihr besseres Wissen und Wollen, irgend eine Angelegenheit über ihre Lippen, welche zu den mich beschäftigenden Ideen in gar keiner Beziehung oder geradezu in schreiendem Contraste steht, und zu ihrem Schreck ist sodann die Lawine im Rollen. Wäre ich nun ein kluger Mann, so sagte ich ruhig: „Ja! Ja!" oder: „Ganz recht, liebes Kind! So soll's sein," oder: „Wie Du willst, mein Engel," hätte das Gespräch dadurch im Keime erstickt und modificirte nachher die Sache nach meinem Gutdünken. Aber das ist es eben, es steckt im Pulte ein böser Geist, der mir meine Besonnenheit raubt und Zunder in die sonst wohlverwahrte Pulverkammer wirft. Zu allem Unglück habe ich nun noch die Gewohnheit, meine Frau gern am Fenster sitzen zu sehen mit dem Strickzeug oder sonst einer Handarbeit beschäftigt, während ich schreibe. Ihre Nähe verbreitet ein eigenthümliches Behagen um mich, ich kann fast nicht schreiben, wenn ich sie nicht am Fenster weiß; ihr wiederum ist gar nicht wohl, wenn sie nicht in einem Zimmer mit mir ist, und so sitzt denn die Gute in stetem heftigem Kampf mit sich wie auf der Folter am Fenster, und ich kann ihr und mir nicht helfen. Gerade jetzt, indem ich schreibe, fragt mich meine liebe Frau mit der schmeichelndsten Glockenstimme: „Wird Dir das Rauchen auch nicht schaden, lieber Mann? Du hast gestern wieder mehr gehustet." Sie hat nämlich heute früh frischgewaschene Gardinen aufgezogen. „Was ist da zu machen!" rufe ich verzweiflungsvoll aus, springe vom Tisch auf und laufe wüthend im Zimmer herum. „Setze Du Dich an den Tisch und schreibe!" herrsch' ich die arme Erschrockene an. Sie bricht in Thränen aus. „Ich kann ja Nichts schreiben — Du mußt mir dictiren," haucht sie hervor. Ein Blitzstrahl der Hoffnung leuchtet mir durch das Gehirn. Ich sehe mit einem Male einen Ausweg aus diesem Labyrinth. „Ja!" sage ich erfreut, beruhigt und von allen meinen Sorgen plötzlich erleichtert. „Ich werde dictiren! Setze Dich und schreib'!" Und während ich im Auf- und Abgehen meine Gedanken vor mich hin spreche, gleitet ihre zierliche Hand schnell und sicher über das Papier. Ihr Antlitz ist klar und heiter, ihr Mund leicht und fröhlich geschlossen. Alle Wolken aus unserer Ehe sind verschwunden. Die Sonne des Friedens und des ungestörten Behagens steht an unserem Himmel. Meine Frau schreibt so sauber, schnell und gut, daß sie von heute mit lebenslänglicher Anstellung mein Secretair geworden ist. Die beiden Kobolde aber haben heulend, gewiß mit rückwärts gespreitzten Armen, natürlich auf ihre heimtückische Weise unhörbar, das Weite gesucht und sind in unmeßbare Fernen entschwunden.

[2759] **Rosenthal-Bonin.**

Ueber populäre Medicin.

Von künstlichen Getränken.

Indem wir von den künstlichen Getränken sprechen wollen, befinden wir uns in dem eigenthümlichen embarras de richesse, daß wir wohl den Anfang, aber kaum das Ende übersehen; denn von den einfachsten Modificationen des Trinkwassers, dem Zucker- oder dem Soda-Wasser, ausgehend, gelangen wir durch spirituöse, zuckerhaltige, aromatische und immer kräftigere Zuthaten zu so compacten Combinationen, daß wir unvermerkt in das Gebiet der Nahrungsmittel im engeren Sinne übergreifen. Im Großen und Ganzen wird nämlich Alles zu den Nahrungsmitteln gezählt, was zum Leben, zum Haushalte des menschlichen Leibes nöthig ist, also z. B. das Wasser, die Salze, die Mittel, die dem Körper Kohlenstoff zuführen und dadurch das Athmen und die thierische Wärme unterhalten, wie Zucker, Stärke, Gummi, Schleim, Oele, Fette und dergleichen, im engeren Sinne versteht man aber darunter die stickstoffhaltigen Mittel, welche in Folge einer Reihe von chemischen Veränderungen in den Verdauungsorganen Blut und Fleisch bilden, also, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, nahrhaft sind. Dahin gehört das Eiweiß, der Käsestoff (Caseïn), der Kleber, der Leim, das Fleisch und viele andere. Machen wir uns daher für die Betrachtung der künstlichen Getränke eine vorläufige Uebersicht und stecken uns damit zugleich die nöthigen Grenzen ab, so haben wir zuerst die kühlenden, reizmildernden Getränke, die süßen, säuerlichen, mit Fruchtsäften versetzten Wässer und die schleimigen Abkochungen; dann die gegohrnen Getränke: Bier, Branntwein, Wein; dann die durch heißen Aufguß zubereiteten: Kaffee und Thee, zu welchen aus chemischen Gründen auch Chokolade gerechnet wird, dann die vielfachen kalten und warmen Mischungen von Spirituosen, Zucker und Gewürz, endlich die nahrhafteren Getränke, welche Eier enthalten, und schließlich die Milch, welche ihrer Zusammensetzung nach das Ideal der menschlichen Nahrung darstellt.

Das Zuckerwasser, wie überhaupt der Zucker, ist lange Zeit aus höheren pädagogischen Gründen arg verleumdet worden, indem man den kleinen und großen Leckermäulchen eingeredet hat, es schade den Zähnen. Das ist aber wirklich nicht der Fall, das erschreckend schöne Gebiß der Neger in den Zuckerplantagen liefert dafür den thatsächlichen Beweis. Bei angestockten, cariösen Zähnen bewirkt es allerdings Zahnschmerzen und bei schwächlichen Kindern verursacht es, im Uebermaß genossen, Verdauungsstörungen und Durchfall. Lauwarm getrunken hat es sich aber bei leichterem Magenkrampf hilfreich erwiesen. Freilich ist Napoleon trotz häufigen Genusses von Zuckerwasser am Magenkrebs gestorben, doch das beweist nur, daß ihm das süße Getränk wohl gegen Magenkrampf, aber nicht gegen das schlimmere, unheilbare Uebel Dienste geleistet hat.

Kohlensäure ist mehr oder weniger in allen Mineralwässern enthalten, doch werden gewöhnlich nur Selterser, Geilnauer, Faschinger und Biliner Sauerbrunnen oder das künstliche Sodawasser als durstlöschendes Getränk benutzt. Die zum Athmen untaugliche Kohlensäure hat, durch den Magen dem Körper einverleibt, eine vielfach wohlthätige Wirkung. Sie beseitigt namentlich den Blutandrang nach Kopf und Brust — die hämmernden Kopfschmerzen, die beängstigende Brustbeklemmung — durch Beschleunigung der Blutcirculation in den Unterleibsorganen, hat aber zugleich auf das Nervensystem einen flüchtig belebenden Einfluß, der sie bei großer Erschöpfung, in schwüler Sommerhitze, bei Ohnmachten, sowie bei Erbrechen ganz vorzüglich geeignet erscheinen läßt (Brausepulver). Frauen jedoch sollten unter allen Umständen moussirende Getränke nur mit großer Vorsicht genießen. — Ziemlich überflüssig und unzweckmäßig sind Zuckerzusätze, welche den größten Theil der Kohlensäure austreiben. Der Unkundige glaubt durch Hineinschütten des Zuckers und fleißiges Umrühren die Kohlensäure erst zu erzeugen und freut sich über den sprudelnden Schaum, aber der Verständige, der die Kohlensäure nicht in die Luft, sondern in den Magen gelangen lassen will, wird die moussirenden Getränke nur langsam aus abgekühlten Gefäßen eingießen und ohne Zuckerzusatz genießen. Will man aber durchaus den Geschmack verbessern und die belebende Wirkung erhöhen, so setze man ein wenig Rothwein oder Moselwein hinzu, wodurch man ein überaus erquickendes Getränk erzielt.

Die gewöhnlichsten aus Fruchtsäften mit beliebigem Zusatze von Zucker und Kaffee bereiteten, kühlenden Getränke sind: Agrest, aus zerquetschten unreifen Weinbeeren, Berbisbeerwasser, Brombeer-, Erdbeer-, Himbeer-, Johannisbeer- und Kirschwasser, Limonade, Orangeade, Tamarindenwasser, die entsprechenden verdünnten und versüßten Fruchtessige, die verschiedenen Kaltschalen, der Aepfel-, Hambutten-, Heidelbeer- und Preißelbeertrank u. s. w. u. s. w. Von den vegetabilischen Säuren, die sie enthalten, kommt fast bei allen die Apfelsäure, die Weinstein- und die Citronensäure vor. Beide letzteren werden in chemisch reinem Zustande, krystallisirt oder gepulvert verkauft und sehr zweckmäßig im Hause vorräthig gehalten. Setzt man der etwas versüßten Auflösung von Weinsteinsäure einige Messerspitzen des doppelt kohlensauren Natrons — welches auch in jeder Haushaltung vorräthig sein müßte — hinzu, so erhält man sofort eine wohlschmeckende Brausemischung. Die Getränke dieser Gruppe sind vorzugsweise durstlöschend, kühlend und in stärkerer Concentration selbst blutstillend, welches letztere von den kohlensäurehaltigen durchaus nicht gilt. Man gibt sie daher gern vollblütigen Personen, die an Aufregung, Blutwallungen, Kopfschmerzen und Herzklopfen, congestiven Zahnschmerzen und Nasenbluten leiden, in hitzigen Fiebern, bei Verwundungen und Entzündungen; selbst bei fieberhaften Kinderkrankheiten, Scharlach, Masern, Pocken, Rötheln, Nesseln und dergleichen sind sie unbedenklich und jedenfalls — bis der Arzt anders verordnet — zweckmäßiger, als der unglückselige Flieder-, Kamillen- und Pfefferminzthee, der noch aus der Hitz- und Schwitzperiode des vorigen Jahrhunderts stammt. „Was sollten wir denn aber thun, wenn das Kind so fieberte und phantasirte?" Die Federbetten mit Matratzen und Steppdecken vertauschen, für frische, reine Luft sorgen, klares Brunnenwasser oder Fruchtlimonade geben, — aber nicht noch Oel ins Feuer gießen! Denn jene erhitzenden Theee sind, in Verbindung mit der dumpfigen abgeschlossenen Luft und der ungesunden Wärme der Federbetten, gar zu häufig die Veranlassung zu tödtlichen Unterleibs- und Gehirnentzündungen in den genannten Krankheiten geworden.

Eine weitere Verwendung finden säuerliche Getränke beim häufigen Genuß von fetten, besonders in Butter gebratenen Speisen. Es ist nicht Zufall oder Laune der Gourmandise, daß man z. B. zum Hasenbraten Apfelmus oder Selleriesalat genießt, oder, wie in Italien, die Fritüren mit Limonadensaft beträufelt, vielmehr ist es eine chemisch wohlbegründete Präservativmaßregel. Denn diese vegetabilischen Säuren verhindern im Magen die Umwandlung der Butter und Fette in ranzige Buttersäure, welche jenen unangenehmen Nachgeschmack, das widerwärtige Kratzen im Halse u. s. w. erzeugt. Hat aber einmal die Umwandlung stattgefunden, dann freilich ist jenes oben genannte doppelt kohlensaure Natron, messerspitzenweise in Wasser genommen, das beste Mittel dagegen.

Bei anhaltendem und übermäßigem Gebrauche schwächen aber die vegetabilischen Säuren die Verdauung und verursachen Beschwerden aller Art. Wir müssen sie deshalb ebenso bei drohender oder herrschender Cholera vermeiden, wie bei schwachen, zum Durchfall geneigten Kranken und z. B. bei Schwindsüchtigen oder bei Kindern, die an Abzehrung leiden, die von liebevollen Freunden und Verwandten häufig mitgebrachten Himbeeressige, Kirschsyrupe, Johannisbeergelées, Apfelsinen und dergleichen sofort kassiren und zweckmäßiger verwenden. Man vergesse nicht, wir sprechen von vegetabilischen Säuren; wenn also der Arzt die starke mineralische Salzsäure, natürlich in gehöriger Verdünnung, gerade in obengenannten Krankheiten verordnet, so hat dies wieder seine rationelle und erfahrungsgemäße Begründung.

Brunnenkuren und Milchdiät vertragen sich nicht mit säuerlichen Getränken, daher darf dieselben auch nicht der Säugling oder die Mutter genießen. Ueberhaupt eignen sie sich nicht für die erste Zeit der Kindheit, da hier schon von selbst eine Neigung zur Säurebildung im Magen mit ihren schwächenden Folgen vorwaltet.

Zu den schleimigen Getränken gehören die Abkochungen von Brodrinde, Eibischwurzel, Gerste, Hafer, Hirse, Klettenwurzel,

Malven, Malz, Wollkraut, Reis, Salep und von manchen anderen Wurzeln und Blättern. Man stellt sie kühl, damit sie nicht so schnell säuern, und versetzt sie mit nur wenig Zucker. Es sind gute diätetische Hausmittel, bei Heiserkeit, Husten u. s. w. recht nützlich, aber recht melancholische Gesellschafter, die dem Patienten sehr bald langweilig werden.

Die geistigen Getränke sind durchweg Producte der weinigen Gährung. Der in der gährenden Flüssigkeit befindliche Traubenzucker spaltet sich unter Einwirkung der Wärme und eines Gährungsstoffes, Fermentes, in Alkohol und Kohlensäure; letztere entweicht mehr oder weniger vollständig als Gas, und Alkohol bleibt in der Flüssigkeit. Traubenzucker muß es also sein, derselbe, welcher in den Rosinen und Feigen enthalten ist, und wenn man auch aus Rohrzucker, Schleim, Stärke, Reis und vielen anderen Substanzen Alkohol herstellen kann, so ist es nur dadurch möglich, daß sich dieselben vorher in Traubenzucker, Stärkezucker verwandeln. Man kann sich mit leichter Mühe den Proceß der Gährung anschaulich machen. Koche ein Pfund wohlgereinigte und zerschnittene Sultanrosinen mit 3 Quart Wasser auf etwa 2 Quart ein, seihe die Flüssigkeit durch, setze ein erbsengroßes Stückchen Bärme hinzu (— um die Gährung zu beschleunigen, sonst wird sie auch durch den Schleim in der Flüssigkeit eingeleitet —) und lasse sie, leicht zugedeckt, an einem lauwarmen Orte ruhig stehen. Nach etwa 12 Stunden beginnt die Gährung: Luftbläschen von Kohlensäure entsteigen der sich trübenden Flüssigkeit, welche bald einen weinigen Geruch annimmt und am Boden die Hefe, das Ferment, absetzt. Nach etwa 5 Tagen ist die Gährung vollendet, man gießt die klarer gewordene Flüssigkeit langsam ab, läßt den Abguß sich noch etwa 2 bis 3 Tage absetzen und klären und hat schließlich einen trinkbaren Rosinenwein. In ähnlicher Weise werden alle gegohrenen Getränke bereitet, nur mit dem Unterschiede, daß man bald den ausgepreßten Saft, bald Abkochungen, bald mehlhaltige, mit warmem Wasser angerührte Früchte oder zuckerhaltige Flüssigkeiten gähren läßt. Bier wird aus der Abkochung des geschrotenen Gersten- oder Waizenmalzes ohne oder mit Zusatz von Hopfenblüthen bereitet, Wein aus dem schleimigen Safte der zerquetschten Weinbeeren (Most), Rum aus den Abfällen der Zuckerfabrikation, Arrak aus Reis, die Branntweine aus Waizen-, Roggen-, Hafer- oder Kartoffelstärke unter Zusatz verschiedener Gewürze, die Beeren- und Obstweine aus dem Safte gewisser Früchte, der deutsche Cider aus Aepfeln, ungarischer und altdeutscher Meth aus gährendem Honig, croatischer Slivowitza und Kötsch aus Pflaumen, holländischer Genevre und englischer Gin aus Wachholderbeeren, der polnische Barscz aus Runkelrübensaft, französische Soya aus Champignons, russischer Quas aus gährender Abkochung von Roggenmehl, Buchwaizen und Krausemünze, tartarischer Kumyß aus Stutenmilch, der feine Toddy aus zerquetschten Blüthenkolben der Kokospalme, indianischer Palmwein aus Palmensaft, persischer aus Datteln, mexikanische Pulque aus Aloë oder Magney u. s. w. u. s. w.

(Schluß folgt.)

Erster Besuch.

Erster Besuch.

Arthur befindet sich in einer geradezu peinlichen Lage — es fällt ihm Nichts ein. — Vergebens dreht er den in tadellosem Glanze schimmernden Hut regelrecht um seine Achse, umsonst zupft er an den Knöpfen seines im keuschen Faltenwurf der Neuheit prangenden Frackes — es fällt ihm Nichts ein! Wie Shakespeare's Richard in einem Augenblick unangenehmer Verlegenheit ein Königreich für ein Pferd bietet, opferte Arthur bereitwillig eine Welt für einen Gedanken! Aber es findet sich Niemand, der auf das vortheilhafte Geschäft einzugehen und ihm, wenn auch nur leihweise, eine Idee zu überlassen geneigt wäre! So sitzt er denn dem Fräulein Martha gegenüber, halb verzweifelnd, halb hoffend, daß ihm schließlich doch noch vielleicht Etwas einfallen werde! Gestern ist er auf dem Familienball bei Commercienraths Fräulein Martha vorgestellt worden; er hat seine natürliche Schüchternheit überwunden und sie zum Cotillon aufgefordert; ja er hat noch mehr gethan, er hat ihr nach den ersten zwei Tacten der Ballmusik den Spitzensaum ihrer Robe abgetreten und ihr dadurch das unfreiwillige Vergnügen eines Verzichts auf den Rest des Abends bereitet, er ist mit einem Wort ein überraschend liebenswürdiger junger Mann gewesen! Heute soll er nun nach dem Willen der geschmeichelten Mama Fräulein Martha und deren Eltern die schuldige Aufwartung machen; beklommenen Sinnes hat er sich auf den Weg begeben; mit der Behutsamkeit, welche die indischen Gaukler bei ihrem berühmten Eiertanz entwickeln, ist er mit den leuchtenden Lackschuhen über die Klippen des Trottoirs gedrungen; er hat eintretend eine kurze Anrede gestottert, ist zum Platznehmen eingeladen worden und sitzt nun auf seinem Sessel wie die Ketzer auf den Folterschemeln des spanischen Inquisitions-Tribunals! Das interessante Thema der Witterungsverhältnisse hat er bereits erschöpft; er ist in seinen geistvollen Schlußfolgerungen sogar zu dem bemerkenswerthen Resultat gekommen, daß schönes Wetter eigentlich dem schlechten Wetter vorzuziehen sei, eine Beobachtung, deren treffende Schärfe Fräulein Martha durch sinniges Nicken ihres hübschen Köpfchens wiederholt bestätigt hat! Auch über den jüngsten Häusereinsturz und das letzte Symphonie-Concert sind ihm einige Redefiguren nicht übel gelungen; damit sieht er jedoch den Köcher seines Conversationsmaterials bis auf den Boden geleert und angstvoll erblickt er vor sich Nichts, als unermeßliche Oede! Wenn wenigstens ein neues Kriegstelegramm ihm erwünschten Stoff gäbe, eine eben eingetroffene Proclamation Garibaldi's den Hintergrund zu einer zarten politischen Vermuthung lieferte; aber nein, seit dem perfect gewordenen Waffenstillstand rennen keine Depeschenknaben mehr durch die Straßen, hat sich Caprera's Einsiedler von den Geschäften zurückgezogen! Arthur überlegt, ob er nicht etwa die Construction der Mitrailleuse oder den Durchbruch des Mont-Cenis in Mitleidenschaft ziehen könne; vergebenes Mühen, er findet keinen Anknüpfungspunkt; nicht einmal die Quadratur des Zirkels, über die er in Prima seines Gymnasiums mit eifriger Gründlichkeit nachgedacht, weiß er schicklich in den Rahmen des Gespräches zu verweben. — Endlich kommt ihm ein Gedanke, der nämlich, daß es seinerseits kein strategischer Mißgriff sein würde, sich zu erheben und von Fräulein Martha zu verabschieden! Im Hinausstolpern klammert er sich noch einmal an das Gebiet meteorologischer Forschung und rafft sich zu der prophetischen Aeußerung auf, daß es möglicherweise heute noch Schnee geben werde. Wiederum nickt ihm Martha's Köpfchen beistimmend zu, und Arthur schreitet die Treppe hinab. — Aber, was ist das? — schon auf der vierten Stufe fällt ihm etwas ganz Wunderschönes ein, dessen Mittheilung Fräulein Martha gewiß auf das höchste interessirt hätte; auf der sechsten Stufe noch etwas viel Wunderschöneres; auf der siebenten Stufe grinsen ihn innere Schätze geistreicher Bemerkungen an, durch die Fräulein Martha sicher entzückt worden wäre; — zu spät, zu spät! Arthur kehrt mit dem festen Vorsatz zum mütterlichen Herd zurück, beim nächsten Besuch ein Ausbund von Geist und Witz sein zu wollen; vielleicht hat er bei der zweiten Visite mehr Glück, vielleicht fällt ihm dann nach der Verabschiedung schon auf der ersten Treppenstufe Etwas ein! [2758]

Aehrenlese.

Die Menschen sind nur schön und vollkommen in den Gedanken Anderer, darum sei unser Bestreben, in den Gedanken Anderer gut zu leben.

Sei dir selber treu,
Und daraus folgt, sowie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen.

Die Menge mißkennt Nichts leichter, als die Erscheinungen, die ein frommes Herz in den Weihestunden der Begeisterung hat.

Zweideutig scheint uns jedes Gut, das wir besitzen; nur die verlorenen steigen im Preise.

Ein Charakter ist ein vollkommen gebildeter Wille.

In dem Menschen ist Nichts ewig, als der Schmerz. Er wird mit dem Wunsche geboren, begleitet den Besitz und überlebt den Verlust.

Es ist eine versteckte Bosheit des menschlichen Gemüthes, in fremdem Unglück Trost für das unsrige zu suchen.

Nach der Kraft gibt es nichts so Hohes, als ihre Beherrschung.

Zufrieden sein ist lange nicht so schwer, als es schwer ist, zufrieden werden wollen.

Auflösung des Räthsels Seite 74.

„Schlüssel."

Räthsel.

R — umfaßt Alles, S — nur ein Kleid,
B — trägt eine Krone, doch kein Geschmeid.

E. S.

Correspondenz.

G. B. in **Cöln.** Auf Ihre Anfrage betreffs einer Beschreibung der inneren Räume des Königlichen Palais zu Berlin verweisen wir Sie auf einen ausführlichen Artikel in Nr. 12 der „Vierteljahrshefte des Königl. Preuß. Staats-Anzeigers" III. Jahrgang 1870, Berlin. Druck und Verlag der Königl. Geheimen Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker), der Ihren Wünschen entsprechen wird. Wir dürfen auf diese am Schlusse jedes Quartals erscheinenden Hefte besonders aufmerksam machen, da dieselben auch in anderer Hinsicht viel Willkommenes bieten, und nennen hier einige interessante Artikel aus dem letzten Hefte (Oct. Nov. Dec.) des verflossenen Vierteljahres: Der Krieg im Leben der Völker. — Der Krieg im Munde des deutschen Volkes. — Die deutschen Kriegsausdrücke im Französischen. — Friedrich Wilhelm III. in der patriotischen Poesie seiner Zeit. — Die Dichter der Befreiungskriege. Ludwig Giesebrecht. — Dichter und Componist der „Wacht am Rhein". — Chronik des deutsch-französischen Krieges 1870. — Deutsche Kriegs- und Volkslieder 1870. — Kriegstrophäen der deutschen Heere. — Das Zeltlager der französischen Kriegsgefangenen bei Spandau. — Die Verluste der deutschen Heere sonst und jetzt. — Die Capitulation von Metz. — Die zehn Heerlager Frankreichs. — Frankreichs Seemacht. — Frankreichs Angriffskriege gegen Deutschland. — Ueber den Einfluß des französischen Geschmacks auf die deutsche Kunst und Industrie. — Das Königliche Stadtschloß in Potsdam. — Danzig und seine Architectur. — Die 47. Kunstausstellung in Berlin. — Die Saison der Königlichen Oper in Berlin von Mitte August bis Ende September 1870. — Zum Jubiläum Ludwig van Beethovens. — Das Königliche Schauspiel seit den Ferien. — Schiller auf der Königlichen Bühne zu Berlin. — Shakespeare auf der Berliner Bühne.

Marie in **D.** Wir bitten um Angabe Ihrer Adresse, um Ihnen brieflich Näheres mittheilen zu können.

Emilie v. B. Das von Ihnen bezeichnete Mantelet ist nicht unmodern, doch können wir zu bereits erschienenen Abbildungen nicht noch nachträglich einen Schnitt bringen.

Schwestern in **P.** und **M.** und **E.** in **Baiern.** Weiße Piquékleider werden noch getragen. Garniren Sie Rock und Taille mit Schräbstreifen oder Blenden von demselben Stoff. Kleidsame Haarfrisuren brachten wir auf Seite 41 d. Jahrg.

Frida a. d. J. Den gewünschten Schnitt so bald als möglich. Regenmäntel bringen wir in einer der nächsten Nummern. Halten Sie den Plüsch mit der Rückseite über den Dampf kochenden Wassers und ziehen Sie ihn dann gleichfalls mit der Rückseite über ein heißes Bügeleisen.

Abonnentin. Um der Wäsche Glanz zu verleihen, gibt man der Stärke einen Zusatz von dem Stärke-Zusatz-Präparat von Strunz in Osterode am Harz.

E. W. (Prag). Ja!

Anna in **S.** Ein schwarzes Taffetkleid eignet sich zur Halbtrauer; doch empfehlen wir Ihnen zur Garnitur nicht Kaschmir, sondern ebenfalls Taffet.

Beate in **S.** Tragmäntel für Kinder nächstens, betreffs des Kinderkleides verweisen wir sie auf den zu Abbildung 41 auf Seite 36 d. Bazar 1870 gehörigen Schnitt.

J. K. S. in **Schl.** Wir empfehlen Ihnen das Arrangement des Kleides, Abbildung 2 auf Seite 75 d. Jahrg., für das schwarze Taffetkleid den zu Abbildung 22 auf Seite 62 gehörigen Schnitt.

Veronica in **B.** und **Abonnentin** in **Schw.** Wir werden Ihre Wünsche so bald als möglich berücksichtigen.

L. F. in **U.** Durchstechen Sie das Dessin längs der vorgezeichneten Linien und betupfen Sie die durchstochenen Stellen mit Puder, den Sie in ein feines Batistbeutelchen thun. Hierauf mischen Sie einen Theil Bleiweiß mit Wasser, in dem Sie zuvor etwas Gummi arabicum aufgelöst haben, und ziehen die durch den Puder markirten Contouren des Dessins mittelst der Bleiweißauflösung und eines feinen Pinsels auf dem Stoff nach.

K. P. M. Senden Sie gefälligst die Arbeit nebst Preisangabe ein.

Gr. **H.** in **M.** Anzüge für junge Damen finden Sie auf Seite 4 und 46, Morgenröcke auf Seite 66 d. Jahrg., Wäscheschnitte auf Seite 286 und 287 d. Bazar 1870. Statt der Reifröcke werden jetzt Roßhaarröcke getragen. Regenmäntel und Hüte nächstens.

A. St. in **E.** Derartige Westen sind nicht mehr modern, wir würden daher nicht rathen, eine solche zu arbeiten.

S—a Y. Das zu Seite 21 bis 28 d. Jahrg. gehörige Extrablatt wird Ihnen die gewünschte Anleitung geben.

J. S. in **Wien.** Die Fischschuppen (es müssen die Schuppen von einem Bars sein) werden in heißem Salzwasser gereinigt, dann mit einem leinenen Tuch trocken gerieben und mit einer starken Nadel durchstochen.

Abonnentin in **C.** Hübsche Rosetten, welche sich zum Zusammensetzen der von Ihnen gewünschten Decken eignen, zeigen die Abbildungen Nr. 5 und 51 auf Seite 78, 21 auf Seite 269 und 94 und 95 auf Seite 3[illegible] d. Bazar 1870.

N. N. an der F. Wir empfehlen Ihnen die Bordüren Nr. 31 und 32 auf der zu Seite 85—92 gehörigen Tapisseriebeilage des Bazar 1869.

v. S. Vielleicht wählen Sie das Dessin, Abbildung Nr. 20 auf Seite 3[illegible] d. Bazar 1869 oder das Dessin, Abbildung Nr. 60 auf Seite 3[illegible] d. Bazar 1870.

J. K. in **N.** Den Musikalienständer, Abbildung Nr. 101 auf Seite 390 d. Bazar 1870, finden Sie mit oder ohne Garnitur in der Tapisserie-Manufactur von B. Sommerfeld, Berlin, Leipzigerstraße 42, vorräthig. Ueberhaupt sind in diesem Magazine die mannichfaltigsten Holzschnitzereien, als Papierkörbe, Holzkasten 2c. zu finden.

H. H. in **C.** Bestreichen Sie das Körbchen mittelst eines weichen Pinsels so oft mit Spiritus-Kopallack, bis dasselbe nach dem Trockenwerden die erforderliche Steife hat. Dann geben Sie dem Spiritus einen Zusatz von pulverisirter brauner Umbra und bestreichen das Körbchen schließlich mit dieser Mischung.

D. H. in **B.** Richten Sie das Hemd nach dem zu Abbildung Nr. 30, das Beinkleid nach dem zu Abbildung Nr. 44 auf Seite 333 des Bazar 187[illegible] gehörigen Schnitt her.

B. K. Nr. 100. Wir bedauern, von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können.

Elise. Schnitte zu Kinderjäckchen gaben wir zu den Abbildungen Nr. [illegible] und 37 auf Seite 125 des Bazar 1870. Wählen Sie einen beliebigen Plein aus Frivolitäten und richten Sie das Jäckchen dann nach einem dieser Schnitte her. Eine Kindermütze aus Frivolitäten nächstens.

A. G. in **R. (Tirol).** Sie finden ein passendes Dessin in Abbildung Nr. [illegible] auf Seite 122 des Bazar 1869.

L. B. in **Wien.** Die Wahl einer Strickmaschine wird sich ganz nach dem Umfange richten, welchen Sie der Strickanstalt geben wollen. Für kleineren Betrieb werden Sie mit der seit einem Jahre bedeutend verbesserten Lamb'schen Strickmaschine auskommen, für größeren eine Maschine von Emmanuel Buxtorf in Troyes oder von Dubied und de Watteville in Couvet wählen müssen. Ausführliches über die Leistungsfähigkeit dieser Maschinen können Sie von der Württembergischen Centralstelle für Gewerbe und Handel (Dr. von Steinbeis in Stuttgart) erfahren.

Melanie. Das Brüchigwerden der Nägel hemmen Sie durch häufiges Bestreichen derselben mit einem fetten Oele oder Schweinefett.

E. F. in **Hbg.** Theerflecken aus einem weißen Repskleide entfernt man, indem man dieselben zuerst durch Bestreichen mit Oel erweicht und dann mittelst Benzins beseitigt; jedoch wird das Experiment Ihnen schwerlich gelingen. Die Hauptsache ist Uebung in dergleichen.

Eine Amerikanerin. Ein anderes Mittel zum Kräuseln der Haare, als das Einwickeln oder Brennen derselben, gibt es nicht; daß dies Beides aber schädlich, haben wir schon wiederholt bemerkt.

E. G. in **E.** Wenn man die Tags vorher in Wasser eingeweichte Wäsche 1 Stunde lang im Katarakt-Waschtopf mit Seife und etwas Soda kochen und dann noch ½ Stunde lang heiß stehen läßt, braucht man nicht zu befürchten, daß sie angegriffen werde. Die Größe und Preise der Katarakt-Waschtöpfe des Magazins von E. Cohn, Berlin, Hamburgerstraße 12, sind auf Seite 298 d. J. verzeichnet.

Clara von S. Sie geben uns durch Ihre Frage, ob „Glycerin auch ein zweckmäßiges und unschädliches Hautmittel anzusehen sei", Gelegenheit, zur Klärung der widersprechenden Urtheile über dieses Mittel beizutragen. Ja, Glycerin ist ein gutes Hautmittel, aber nicht jedes Glycerin und nicht in jeder Verdünnung. Es gibt nämlich erstens Glycerinsorten, welche, ohne daß sie sich äußerlich von anderen besseren Glycerinen unterscheiden, auf der Haut ein Brennen verursachen, und zweitens wird auch das beste und reinste Glycerin beißend wirken, sobald man es unverdünnt anwendet (d. h. in einer Stärke von über 22 bis 28 Grade Baumé), da es in concentrirtem Zustand wasserentziehend wirkt — ganz so, wie sehr starker Spiritus. Man soll daher, wenn man sicher gehen will, nur destillirtes Glycerin, wie es die Fabriken von Sarg in Wien, Schering in Berlin, de Haen in Hannover 2c. darstellen und auch dieses nur mit dem Doppelten bis Dreifachen seines Gewichtes Wasser verdünnt, als Hautmittel verwenden. Unreines gelbes Glycerin wird stets die Haut reizen.

Abonnentin in **B.** Aechtblauschwarz färbt man Wollenbarège in folgender Weise: Das gutgewaschene und gespülte Wollenzeug wird vor dem Waschen trocken gewogen, und auf jedes Pfund desselben 1 Loth chromsaures Kupfer, ½ Loth Glaubersalz in Wasser aufgelöst. Von letzterem muß soviel genommen werden, daß das Zeug damit gut bedeckt wird. Diese Beize wird ins Kochen gebracht, und dann das Zeug hineingethan. Man läßt es 1 Stunde lang kochen, nimmt es vom Feuer und läßt es 24 Stunden lang stehen. Dann nimmt man ¼ Pfund Blauholzspähne, schnürt dieselben in einen Beutel und kocht sie in einer eben so großen Menge Wassers, als zur Beize genommen wurde, 1 Stunde lang aus. Hierauf wird der Beutel herausgenommen, das vorher gespülte Zeug in die Blauholzbrühe gethan und 1 Stunde lang gekocht. Das gefärbte Zeug wird eine halbe Stunde lang in der frischen Luft aufgehängt, wodurch die Farbe kräftiger erscheint, und gehörig gespült.

Verlag der Bazar-Expedition in Berlin, 20 Unter den Linden. Redacteur: Karl August Heigel in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.